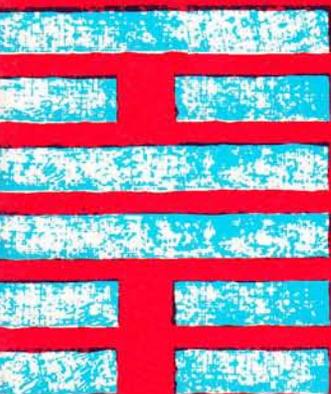
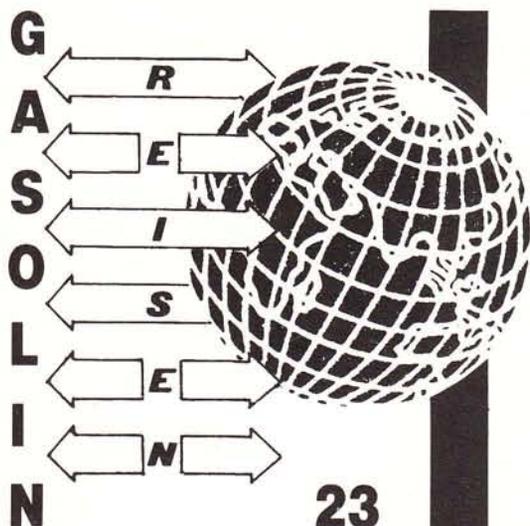


NUMMER ACHT • SIEBEN MARK

GASOLIN 23

REISEN





WALTER HARTMANN

**WO WIR
WAREN
UND WO
NICHT**

Jan Kerouac	
Gen Süden	3
Irene Todtenhöfer	
Irene in Marrakesch	5
Thomas Palzer	
Homme Fatal	7
Brion Gysin	
Sturm in der Wüste	8
Bernd Cailloux	
30 Jahre Holland	10
Regina van Tom	
In Bewegung	12
Daniel Dubbe	
Isolation in El Paso	14
Ango Laina	
Die Ikebana Connection	16
Gregor Pott	
Das Tal der Könige	21
Pociao	
Chelsea Hotel	24
Luzi Rageth	
Don Don	26
Jürgen Schnitzler	
Dunkler als blau	27
Udo Breger	
Reisen in einem geschlossenen Stromkreis	28
Hans Grassl	
Die Herzschlag Automatik	30
IUPA	
Belfast Crisis Tourist Office	31
Imre Török	
Die Fahrt	32
Gerhard Petak	
Der Tag an dem die Sonne um ein Haar kreperte	34
Oliver Haddo	
Joy Riding	36

GASOLIN 23 No. 8. Herausgegeben von Jürgen Ploog und Walter Hartmann. Redaktionelle Mitarbeit Ango Laina. Verlag und Vertrieb Expanded Media Editions, Aloys-Schulte-Straße 15, D-5300 Bonn. Copyright bei den Autoren 1982. Satz Petra Petzold, Heidelberg. Herstellung Atelier H. Bremer, Niedernjessa.

Kann doch fast an jedem beliebigen Ort seine Zelte aufschlagen. Ich meine, die Luft könnte in dieser oder jener Gegend etwas dünner sein, die Verseuchung nimmt jedenfalls überall gleichmäßig zu.

Freuen uns trotzdem, den Leser dabei zu haben. Niemand weiß so recht, wo die Fahrt enden wird. Halten wir uns nicht mit dem Wetter auf, der Gebrauch von Postkarten bleibt untersagt. (Weltweit zunehmende Reglementierung.) „Irrfahrten zerstören die Städte & nächtliches Wandern macht sie dem Erdboden gleich“, sagt einer von den Einstürzenden Neubauten. Graue Steine & braune Lagunen, ein verlassener Sender, dem die Worte ausgegangen sind. Rückzug aus menschlichen Gefilden, irgendeine unangenehme Substanz hat vor langer Zeit die Städte zerstört...

Wer bin ich um Johnnie die Todesbotschaft zu überbringen? Tote grüne Zähne, den Schädel rasiert... „Ich möchte ein Leck in der Landkarte melden“.

Alles läuft aus, die Zeit, das Geld, die Energie, selbst der Sauerstoff geht allmählich zu Ende. Wer also bin ich um festzustellen, daß der Scheck geplatzt ist? Auch wenn mich dieser Schnüffler mit seinen paranoiden hellblauen Augen noch so lang anstarrt... die Show ist gelaufen.

Ich hatte mir vorgenommen, die Jungs nicht hängen zu lassen. Sie hatten mir in einem entlegenen Gästehaus am Rand des Himalaya in einem schwachen Augenblick die Elektroden angebracht, & ich fing zu plappern an. Was herauskam war ein verwackelter Film aus unzusammenhängenden Episoden... lodernde Sonnenuntergänge über Städten des Planeten. Bin dann bei der nächsten Gelegenheit auf & davon, in den Schluchten der Cities untergetaucht.

Computer liefen heiß, während ich den verdunkelten Himmel entlangschlenderte. Der Kontinent wurde von epileptischen Straßenkämpfen & einer besonderen Todesmischung überzogen, wer nicht rechtzeitig Deckung fand, wurde von Spontanorgasmen erfaßt. Später hörte ich mir in einem verlassenen Lagerschuppen die Tonbänder von dem an, was wir unterwegs aufgenommen hatten. Den weißen Lärm einer tickenden Zeitbombe... den Schmutz... das Hupkonzert während der New Yorker Rush hour. Der Schrei einer Katze an einem heißen Nachmittag. Die dünne Stimme von Ziggy Stardust. Schritte in den Ruinen einer halbverfallenen Kathedrale. Das Zirpen des Zeittranceivers, mit dem man sich aus jeder brenzligen Situation wegbeamten kann.

Zeit, die das Fleisch nur als Schmerz aufnehmen kann, während die endgültige Vermessung des Planeten begonnen hat. „Good-bye, Johnnie.“ Noch besteht die Chance für die Menschheit, an einem beliebigen Ort einen neuen Anfang zu machen. Frage ist, ob genug Know-how vorhanden ist, die Show über die Raumgrenze zu schaffen. Die Zeitmauer zu durchbrechen. In diesem Augenblick erkenne ich mein Gesicht mit den Elektroden, wie es sich in den Scheiben des Hotelzimmers spiegelt. Eine Sternschnuppe fällt durch den unterbelichteten Film. Schätze, daß ich nicht weit gekommen bin. Frage mich, ob ich noch am Leben sein werde, wenn man mich finden wird. Wenn man mich finden wird.

Jan Kerouac GEN SÜDEN

Diffuses rötliches Licht drang durch die beschlagenen Fensterscheiben meines Zimmers auf dem Apodaca Hill. Es war der letzte Tag der Rennsaison. Eigentlich hätte ich gar nicht mehr hingehen brauchen, aber trotzdem wollte ich ihnen den Gefallen tun. Ich mochte die Arbeit mit den Pferden und irgendwie tat es mir leid, damit aufzuhören. Also wälzte ich mich aus den lavendelfarbenen Nylondecken, zog mich auf dem kalten Holzfußboden an und zwängte mich in die schlammverkrusteten Cowboystiefel.

Draußen wartete Matilda, mein 55er Caddy, und grinste mir aus der schwarzen Chromrüstung zu. Ich stieg ein und wir rumpelten den Berg hinunter, kurvten durch die engen Gassen von Santa Fé, vorbei an den Reihen von Lehmhäusern, deren *vigas* wie Tootsie-Rolls-Stiele aus den Wänden herausragten. Über dem Highway von Albuquerque, zweitausendfünfhundert Meter über dem Meeresspiegel, ging gerade der knallrote Mond am klaren Himmel unter. Die sandigen Ufer der *arroyos* und die Schluchten, die sich durch die mit Tannenzapfen übersäte Landschaft zogen, erinnerten irgendwie an Nordafrika – es fehlte eigentlich nur noch das Meer. Die flimmernde Weite des Raums sirrte durch die *mesas* in der Ferne und die roten Lehmfelsen. Diese Atmosphäre von Neu-Mexiko mit ihren deutlich voneinander abgesetzten Farbschattierungen, dunkelrot und blau, die in violetten Dunst übergingen... ja, das war der einzige Ort im Landesinneren, an dem ich das Meer vergessen konnte.

Als ich die Innenstadt von Santa Fé erreichte, brach der Tag an. Heute würde ich den Geräteraum aufräumen, Pferdedecken falten, Wagen anspannen und dem Trainer bei seinen Vorbereitungen für das Rennen in El Paso zur Hand gehen. Aber vorerst waren noch ein paar Boxen auszumisten. Ich kehrte das vollgepisste Stroh aus dem Stall und versuchte, mir meine bevorstehende Reise auszumalen, wo ich Ganders treffen wollte. Zuerst war mir das Ganze ja ziemlich unwirklich vorgekommen, aber dann schickte er massenweise aufmunternde Briefe, die sich eher als Überraschungspakete oder Witzblätter entpuppten. Die ernstesten Seiten von Ganders würde ich erst später entdecken.

Es war Ende September, ein warmer Dunst lag in der Luft. Ich hockte mich hin und rührte für die Pferde, die nachmittags dran waren, eine süße Kleiemischung an. Sie schwangen ihre langen braunen Häuse über die Boxengitter und beobachteten mich ungeduldig. Nach ein paar Minuten war der Stall nur noch ein einziges Durcheinander von stampfenden Hufen und Gewieher. Als letztes gab ich noch einen Schuß flüssiger Vitamine hinzu und genehmigte mir dabei auch selbst, wie jeden Morgen, einen ordentlichen Schluck aus der Flasche. Dann hingte ich einem nach dem andern einen Eimer um den Hals, und als alle friedlich vor sich hin mampften, ließ auch der Lärm allmählich nach. Dies ist das letzte Mal, daß ich sie füttern kann, dachte ich und saugte einen Schluck reines Quellwasser (für die Vollblätter) aus dem ausgefransten Ende des dicken grünen Schlauchs.

Meine Freundin Maggie Bells, die mich mit Ganders zusammengebracht hatte, hatte mir auch diesen Job verschafft

und mich damit von meiner Kellnerinnenkarriere erlöst, wofür ich ihr wahrscheinlich ewig dankbar sein werde. Jeden Morgen um zehn vor sechs machten Maggie und ich uns auf die Beine und fuhren, mit den dreckverklumpten Stiefeln auf dem Armaturenbrett der dicken schwarzen Matilda zur Rennbahn. An der Fernfahrerstation Ly and Bragg machten wir eine kurze Kaffeepause, gaben die tollsten Lügen zum Besten und strunzten im breiten Slang des Südens von einer imaginären Farm in Kentucky, ehe wir in einer Wolke von Abgasen und Staub der aufgehenden Sonne entgegenstoben.

Maggie arbeitete im Stall nebenan und hatte Zeit genug, mir alles beizubringen, was man über Pferde wissen muß – wie man sie beschlägt, vor einem Rennen ihre Nüstern mit Vick bestreicht, damit sie leichter atmen können, ihre Fesseln bandagiert und alle möglichen anderen Sachen, von denen ich als New Yorker Großstadtkind keine Ahnung hatte. Ich bewunderte sie, wenn sie furchtlos unter den großen

Polaroid: Tom Stark



Biestern herumturnte und mit ihren geschickten Händen die Beingelenke umknickte, als wären sie aus Gummi, aber nach kurzer Zeit konnte ich das alles fast genauso gut.

Wehmütig dachte ich an die Tage zurück, wo wir zusammen ins Stadion gegangen waren, um unsere lächerlichen Lohnschecks zu verwetten. Ich sah Maggie vor mir, schlank, aber klein, und das goldene Haar glänzte wie Seide in der Sonne. Wenn sie mich mit ihren eidechsengrünen Augen angrinste, konnte ich mir das Lachen einfach nicht verkneifen. Aber an diesem letzten Tag konnte ich meine Erinnerungen nicht mehr mit ihr teilen, sie hatte nämlich schon einen Tag eher als ich aufgehört.

Als ich abends nach Hause kam, wartete Coral schon mit einem Telegramm. Es hatte folgenden Text: TREFFEN UNS 27. OKT. HOTEL LISBOA GUATEMALA CITY, GANDERS.

„Tja, was sagst du dazu“, meinte ich zu Coral. „Erst wars Oaxaca und jetzt Guatemala.“ Die Aussicht auf eine weitere Reise machte mir nichts aus, ganz im Gegenteil, jetzt kam mir alles noch viel exotischer vor.

Am nächsten Morgen kamen Coral und Maggie in aller Frühe mit zur Rennbahn raus, um sich von mir zu verabschieden. Ich ließ Matilda bei Coral und erwischte eine Mitfahrgelegenheit nach Texas. Einer der Pferdetrainer nahm mich mit. Als es losging, fragte er: „Du willst wohl nach Mexiko, was?“

„Nee, Guatemala.“

„Ach was solls, alles südlich der Grenze ist für mich Mexiko“, grunzte er und schmiß eine leere Bierdose aus dem Fenster.

Er nahm mich mit bis El Paso, wo sich herausstellte, daß das durchaus nicht der ausgetrocknete Sandhaufen war, den ich mir beim Betrachten der Karte vorgestellt hatte, sondern ein verzweigtes graues Labyrinth von Straßen, in dem man sich vorkam wie in einem schwindelerregenden Karussell, das irgendein Ende markierte. Die andere Hälfte bestand aus Hügeln, wahllos verstreuten Hütten, Hunden und Wäscheleinen.

Ich nahm ein Taxi und fuhr über die Brücke von El Paso nach Juarez, wo ich auf die Transportes Chihuahuenses umstieg, eine mexikanische Version der Greyhound-Busse. Dann rumpelten, schlingerten und stampften wir durch riesige, dreieckig angelegte Kornfelder und unbeschreibliche Wüstenlandschaften bis runter nach Mexiko City. Nachts in Torréon ging ich auf die Toilette des Busbahnhofs, die aus unerfindlichen Gründen von einer ruppigen Mexikanerin bewacht wurde. Sie hockte einfach nur vulgär da mit ihren wuscheligen Haaren und rauchte eine Zigarette nach der anderen. Sie erinnerte mich an die Girls im Jugendheim der Bronx. Jetzt war ich nur noch auf mich selber angewiesen, ein völlig ungebundenes Wesen, das tun und lassen konnte, was es wollte. In der Hochstimmung dieses neuen Gefühls schlenderte ich langsam zum Bus zurück. Drinnen stank es nach antiseptischen Putzmitteln. Ich machte das Fenster auf und hing mich in die ungewohnte Nachtluft hinaus.

Am nächsten Tag noch mehr Kornfelder – runde, gezackte und rechteckige – und dann kamen wir an einer lächerlichen Szenerie von Coca-Cola-Stühlen und einem Tisch vorbei, die man mitten im Nichts aufgebaut hatte. Mir fiel wieder ein, wie meine Mutter mir von ihrem Rendezvous in Juarez erzählt hatte, als sie mit den Zwillingen im achten Monat schwanger war... wo irgendein Macker ihr ständig erzählt hatte: „Ich mag dich, Juana, aber du bist nun mal eine Frau mit Vergangenheit.“ Sie trank Whiskey mit Eis,

um kein Wasser trinken zu müssen. *Wie naiv sie damals gewesen sein muß...*

Als wir endlich in Mexiko ankamen, begegnete uns als erstes eine riesige Gesellschaft von Joggern, die in ihren tomatenroten T-Shirts seelenruhig durch den dicksten Verkehr rannten. Ich stieg aus dem Bus und nahm das nächste Taxi. „*Adónde quieres ir, senorita?*“ fragte der Fahrer und ich antwortete: „*Al aeropuerto, por favor!*“ begeistert von der Aussicht, endlich wieder spanisch sprechen zu können.

Im Flugzeug erklärte die Stewardess: „*Senores, pasajeros, llegamos en Guatemala a las cuatro y media.*“ Ihre Stimme klang so süß wie Nektar, und als sie *Guatemala* sagte, erinnerte sie mich an eine Guave.

Unter mir erkannte ich die dichtbewachsenen Hügel des Dschungels, die mir wie ein weicher Moosteppeich vorkamen; sie dampften, als gehörten sie zu einem geheimen Laborexperiment in der Retorte der Natur.

Nach der Landung schleppte ich mich durch die Straßen einer anderen traumähnlichen Stadt. Noch summte das Dröhnen der dreitägigen Reise in meinen Knochen nach. Ganders zerknülltes gelbes Telegramm starrte mich an wie ein altes Rezept.

Ich spazierte durch die Straßen, hielt Ausschau nach dem Hotel und fühlte mich bewußt frei und allein. Die Bürgersteige waren mit Farben geschwängert und bombardierten meine Knöchel mit feuchten warmen Lichtblitzen. Wohligh betäubt stolperte ich plötzlich über ein verblaßtes Blechschild mit abblätternen roten Lettern: HOTEL LISBOA. Morgen, am 27. Oktober, sollte Ganders eintreffen. Ich freute mich darauf, ihn nach all der Zeit wiederzusehen und fragte mich, ob er immer noch die uralte, ausgefranste Zahnbürste mit sich rumschleppte, die immer aus seiner Brusttasche gelugt hatte.

Das Hotelzimmer war feucht und hatte ein altmodisches schwarzes Telephon und dünne rauhe Laken, die einen vagen Geruch nach Pisse verströmten. Ich verbrachte den Abend und nächsten Vormittag in abstrusen Gedanken verloren und wartete auf Schritte im Flur. Aber bis auf das insektenähnliche Herumschleichen des Zimmermädchens rührte sich nichts. Am nächsten Tag fing ich an, mir Sorgen zu machen – es war schon der 28. Ich fragte am Schalter nach, ob jemand angekommen war, während ich weg war. Nichts.

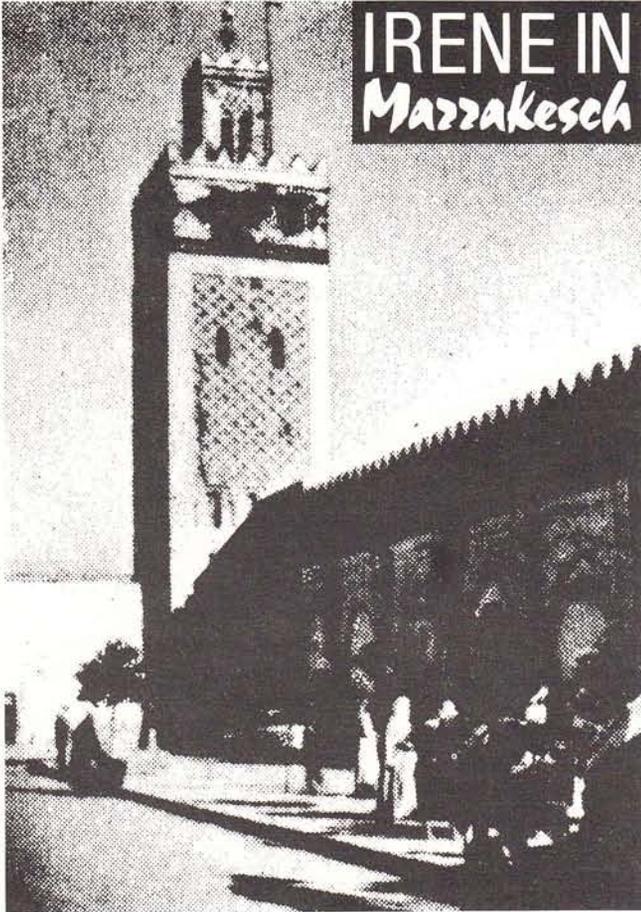
Als ich am 29. durch die Eingangshalle kam, lächelte mir der fette Portier plötzlich schwach zu – es wirkte wie ein Babyrülpsen. Er langte hinter den Schalter und brachte einen Briefumschlag zum Vorschein, der dort seit etwa einer Woche rumflog, wie er mir erzählte. War er vielleicht für mich? Ich riß ihm den Umschlag aus der Hand, und da hatten wirs: BUS TICA NACH SAN JOSE COSTA RICA MIKO BAN SAN PEDRO DE POAS, GANDERS.

Eine konfusere Aneinanderreihung von Worten hätte er sich beim besten Willen nicht einfallen lassen können, dachte ich, als ich mit dem Zettel in der Hand in der rauchgeschwängerten Halle stand und ihn nochmals studierte. Am Ende also doch nicht ganz verlassen, trotz allem noch ein Hoffnungsschimmer.

Sobald ich raus hatte, daß TICA der Name der zentral-amerikanischen Busgesellschaft war, tauschte ich meine gesamten restlichen Quetzals gegen eine einfache Postkarte nach Costa Rica ein. Irgendwie kam ich mir schon ein bißchen komisch vor bei dem Gedanken, daß ich fahren und fahren würde, bis zur Endstation Tierra del Fuego an der Spitze von Südamerika, nur um dort auszu steigen und irgendwo sitzenzubleiben.



IRENE TODTENHÖFER



IRENE IN Marrakesch

Die spanische Chartermaschine landete gegen 10 Uhr vormittags auf dem Flughafen von Marrakesch. Es war ein kleines, höchstens achtzig Passagiere fassendes Flugzeug, das gerade mit einem ziemlichen Rucker aufsetzte, sodaß die Tragflächen wackelten. Irene atmete auf, die Fluggäste klatschten. Urlauber von TUI, Neckermann und wie die Veranstalter alle heißen, Urlauber, die für einen Tag nach Afrika fliegen, um einen Basar, Teppichverkäufer, Schlangenbeschwörer und ein Abendessen mit Bauchtanz und marokkanischer Folklore zu erleben. Vom Flughafen fuhr ein Transferbus in die Stadt, am Mikrofon begrüßte ein Reiseführer in Djellaba die Ausflügler, machte ein paar Witzchen, nannte einige Fakten, sprach über den Koran, über den König und über das Wetter. Nach einer halben Stunde hielt der Bus am Stadtrand bei einer Tierfellgerberei, die Insassen stiegen zur Besichtigung aus. Irene schaute sich eine Weile das Bild an, wie die Felle in den Bottichen bearbeitet wurden, wartete, bis die Reisegruppe wieder in Richtung Bus gebeten wurde, und schritt auf eine schmale Gasse zu.

Sie war 20 und hatte null Bock, sich in Königspalästen oder bei Verkaufsveranstaltungen der heimischen Folkloreindustrie zu langweilen. Sie hatte Sandalen an, eine Pump hose, Bluse und ein Tuch. Es wehte ein scharfer Wind von Norden aus den Bergen. Irenes nackte Füße und die Hände froren. Das leichte, selbstgestrickte Tuch, darunter sie manchmal die eine Hand barg, hielt kaum etwas von dem Wind ab. Sie lief zwischen den Lehmhütten, warf durch die Türen Blicke in enge, lehm bödige Geschäfte, wick Pfützen, Eseldreck, Eseln und Mopeds aus, sah Menschen in die

Gesichter. Sie hatte leichte Leibscherzen wegen der Regel und froh deshalb vielleicht etwas stärker. Die Erwachsenen trugen alle Jacken, Umhänge, Tücher, nur die Kinder liefen barfuß umher. Ihnen schien die Kälte nichts auszumachen. Düfte, Gerüche, Rauch und Dünste drangen aus den Fenstern, eine tausendfache Vielfalt an Lauten und Klängen, Geräuschen und Geknatter, Geklopfe und Geschnatter tönte von überall her.

Irene ging nach dem Ohr, nach den Augen, nach der Nase. Sie wollte keinen Stadtplan, wenn es von diesem Labyrinth aus Wegen, Gassen und Hinterhöfen, düsteren Gängen, in denen eilige Schatten um die Ecke bogen, überhaupt einen Plan gab. Was sie suchte, dafür brauchte sie keinerlei Pläne. Das Leben war Spiel und Zufall, dachte sie. Sie hatte den ganzen Tag Zeit, nichts vor und mußte nur bis abends um elf das Flugzeug irgendwie erreichen. Jetzt war es erst Mittagszeit. Sie kaufte ein Fladenbrot und Früchte. Da es nirgends ein Plätzchen zum Hinsetzen gab, aß sie im Gehen und gelangte auf einmal auf eine breite Straße, in der es Palmen zwischen dem Gehweg und der Fahrbahn gab, und die Boulevard hieß. Die Autos hupten und wirbelten Staubwolken auf. Irene lief stadtauswärts, in die Richtung der hohen lehmfarbenen Stadtmauern, vorbei an Plätzen, Moscheen, unbebautem Gelände, auf dem Unkraut und Büsche wuchsen. Kamele standen zwischen zwei hohen Palmen. Die Sonne schien matt, wärmte kaum. Es war Januar.

Vor der Moschee, um deren niedrige Ummauerung sich unbebautes Areal erstreckte, stand ein Junge. Er mochte sechzehn Jahre alt gewesen sein, hatte kurzgeschorenes dunkles Haar. Sie ging ganz langsam in seine Richtung. Sie bewegte sich auf einer Linie, deren Krümmung direkt auf den Jungen zusteuernd, aber auch in einigen Metern Entfernung vor ihm verlaufen konnte. Sie war noch nicht an dem Punkt angelangt, wo sie ihren Schritten eine eindeutige Richtung geben mußte. Auch der Junge stand unschlüssig da, hob etwas von der staubigen Erde auf und hätte mit der nächsten Bewegung ebensogut loslaufen können.

„Hi! American?“, sagte er. Irene schüttelte den Kopf und schritt zögernd weiter.

„German?“ wollte er wissen. Irene lächelte und schüttelte den Kopf. Sie blieb stehen, wenige Schritte von ihm entfernt. Er zählte jetzt sämtliche Ländernamen auf, die er kannte. Viele waren's nicht, und Irene mußte lachen, über sein erstauntes Gesicht lachen, als sie jedesmal verneinte.

Ich bin nur eine Frau, dachte sie. Irene, das war einmal die Göttin des Friedens, dachte sie. Aber sie sagte es nicht. Dieser Gedankengang, der so weit weg führte von allen Staatsangehörigkeiten, Paßnummern, Geburtsdaten, von der Erfassung von Personen auf Papier, im Computer... Dieser Gedankenfaden spinn sich hin zu einer anderen Art von Identität, in der sie sich phantasierend selber schuf, in der sie ganz selbst war, umschlungen nur von der einzigartigen Vielfalt ihrer Identität.

Zögernd verlagerte sie ihr Gesicht, schickte sich an weiterzugehen. Sie fand den Jungen nicht unsympathisch. Ihr schien nur auf einmal eine Begegnung so unmöglich, als ob sie in einem Gespräch ihrem Gesprächspartner erklären wollte, daß sie insofern eine andere Realität sei, weil sie sich in die Unterhaltung nur hineinschriebe.

Da unterbrach der Junge Irenes Gedankenläufe und fragte, ob sie Haschisch kaufen wolle.

Sie nickte mit dem Kopf. Sie nickte ganz sicher nicht, weil Shit der Grund ihres Eintagestrips gewesen wäre. Sie sah ihm ins Gesicht. Die Haut war dunkelbraun und hatte

doch etwas Fahles. Wie verstaubt. Unter der Nase schwarze, zarte Härchen, Ansätze eines Schnurrbarts. An den Wangen schwarze Mitesser, entzündete, rote Stellen, kleine Narben. Das Weiße der dunklen Augen blutunterlaufen, im Blick eine verschwommene Starre. Dieser Junge erinnerte Irene an einen Friedhof in Üsküdar, auf dem kleinasiatischen Teil Istanbuls. Dort zwischen umgekippten Grabsteinen, Sträuchern und Disteln trafen sie und ihre älteren Freunde auf drei Knaben. Die rauchten unter den herabhängenden Zweigen eines Nadelbaums. Ihre Gesichter, wenn auch jünger, ähnelten dem des marokkanischen Jungen. Sie boten Irene von ihrer Pfeife an, und sie war das erste Mal bekißt. Ob es damals gewirkt hatte, daran konnte sie sich nur ungenau erinnern. Die Sterne hatten wohl etwas silberner geleuchtet, und sie hatte begonnen zu errahnen, warum das Marmarameer Marmarameer genannt wurde.

Jetzt, als der Junge sie auf den Stoff ansprach, kam ihr das wie eine Berührung vor. Sie rauchte gern, zuweilen zu gern. Sie nahm dann ein Buch von Burroughs oder Bowles, stieg an irgendeiner Stelle aus und begab sich in die Welt, die von ihrer Phantasie weiterspannen wurde.

„How much?“ fragte der Junge und holte Irene aus ihren Erinnerungen. Ein zähes und mühseliges Gespräch begann. Das lag einerseits an mangelnden Sprachkenntnissen. Irene sprach kein Wort Arabisch, der Junge hatte außer einigen stereotypen Redewendungen nicht viel Englisch drauf. Und es war ihr auch nicht danach, hier etwas zu kaufen. Sie wollte jemand treffen, wußte aber nicht wen. Sie suchte etwas, ohne zu wissen was. Sie hatte genickt, weil sie einen Berührungspunkt entdeckt hatte.



Der Junge nannte einen horrenden Preis, für den es zu Hause die doppelte Menge zu kaufen gab. Trotz RD-Gefahrenzulage. Sie sagte, daß sie wenig Geld habe, daß sie eigentlich gar nicht kaufen wolle. Er ging mit dem Preis herunter. Er war noch immer lachhaft hoch. Sie winkte lachend ab. Er ließ nicht locker. Sie schritt weiter, er lief neben ihr her. Sie versuchte das Gespräch auf andere Themen zu lenken. Sie fror, fröstelte fiebrig, spürte wieder leichte Stiche. Ihre Lippen färbten sich blau. Er kam nach zwei Sätzen wieder auf den Handel zu sprechen. Sie könnten zum Hotel, dort hätte sie bestimmt mehr Geld. Daß sie kein Hotel habe, wollte er ihr nicht glauben. Sie zogen kreuz und quer, Irene hatte die Orientierung vollkommen verloren.

„Du bist Freund. Ich gebe Freundschaftspreis. Bester Stoff. Heißt dubble zero.“ Er zog mit den Fingern seine Tränensäcke herunter, um zu demonstrieren, wie wegge-

treten er sei. Sie sagte, daß ihr seine Freundschaft recht, der Kauf aber zu teuer, zu gefährlich erscheine. Der Junge schimpfte über ihre Unredlichkeit. Wenn sie erst zugestimmt hätte, müßte sie jetzt auch kaufen.

Die Sonne verschwand allmählich, es wurde noch kälter. Sie erklärte, daß sie ihr Geld brauche, da sie mit einem Taxi zum Flughafen müsse.

„Du findest kein Taxi ohne mich.“

„Doch, dort im Zentrum gibt es einen Taxistand.“ Sie deutete aufs Geratewohl in eine Richtung. Der Junge wies in eine andere, dort gäbe es Taxis. Irene bat ihn, daß er sie hinführen möge. Sie solle erst kaufen. Sie werde kaufen, wenn sie dort seien. Nein, erst das Geschäft. Sie ging einfach weiter. Sie gerieten in eine Gegend, in der die Gassen wieder schmal, zum Teil überdacht waren. Kleine Lichter, viel Gedränge, der Junge auf Schritt und Tritt an ihrer Seite. Sie werde nie ein Taxi finden, werde ohne seine Hilfe hier überhaupt nicht herausfinden. Irene wußte nur, daß der Taxistand an einem Ende des Basars lag. Aber wo? Sie hatte das Gefühl, daß sie im Kreise liefen. Alle zwanzig Meter gab es Seitengassen, Weggabelungen. Er wies mal rechts, mal links. Irene folgte mal seinem Rat, mal ihrer Eingebung. Er sprach von Polizei und daß sie viele Jahre im Gefängnis verbringen werde. Er sei ja ein schöner Freund, er drohe ihr mit Polizei. Pfui! Sie sei noch viel übler, sie halte ihr Versprechen nicht, drücke sich vor dem Kauf.

Wie gern hätte Irene losgelegt, daß er doch den totalen Knick in der Optik hätte, und nun solle er sie endlich in Ruhe lassen. Es war dunkel, die Umgebung unkenntlich und duster, er brauchte den Leuten nur etwas zu erzählen, und sie hätte sich ohne Sprache nicht wehren können. Sie bog in eine Gasse, in der man mit ausgebreiteten Armen die Mauern berühren konnte. Ein altes Weib kam entgegen, danach gab es nur Geräusche. Der Junge packte sie an den Schultern und drückte ihren schlanken Körper gegen die Wand. Seinem Griff fehlte jede Annäherung. Sie stieß ihn zurück. Es waren Gebärden. Blutloses Pressen. Verärgerte Abwehr. Kein Funke, keine Berührung, nichts drang aus dem einen in den anderen.

Sie hatte wenig Angst, sie war verzweifelt. Sie betrachtete sich mit seinen Augen. Eine dumme Touristin, die sich einen Flug leisten kann, die bloß gekommen ist, um mit ihrem Reichtum zu prahlen, ohne ihm etwas abgeben zu wollen. Ein Mann kam, sie sprach ihn an, auch der Junge sagte etwas, und der Mann ging kopfschüttelnd weiter. Sie wünschte, er hätte sie mit ihren Augen sehen wollen: „Ich habe nichts gegen dich. Das mit dem Haschisch tut mir leid. Ich wollte erzählen, jemanden kennenlernen. Das war alles. Und nun muß ich in der nächsten Stunde ein Taxi finden.“ Laufen wollte sie nicht, das wäre Angst gewesen. Betteln wollte sie nicht, das wäre Schwäche gewesen. Er betrachtete sich mit ihren Augen. Ein heruntergekommener Streicher voll Lug und Trug und Tücke. Er wünschte, sie hätte ihn mit seinen Augen sehen wollen: „Wozu bist du mit deiner Ausweglosigkeit gerade hierher gekommen? Was soll das mit dem Erzählen und Kennenlernen? Ich habe noch nie jemand getroffen, der außer Geschäft und blödem Umhergegotze etwas Anderes im Sinn gehabt hätte.“

Irene ging von Gasse zu Gasse, schnatterte vor Kälte, die Binde war durchnäßt. Er trittete neben ihr her.

Ich bin dieser Junge, dachte sie. Im Lichtkegel einer schwachen Funzel hielt ihr ein alter, gebückter Mann eine rötlich-goldene Schlange entgegen. Ihr Kopf war klein, und sie mußte dabei an einen zum Kuß geformten Mund denken.

THOMAS
PALZER

HOMME FATALE

Im Radio spielt AFN. Der Fernseher läuft ohne Ton; sein bläuliches Licht taucht den Raum in metallene Kühle.

Er liegt auf dem Bett und raucht. Seine Augen sind geschlossen, doch im Herzen trägt er ein Bild von sich.

Nach der Zigarette steht er auf und geht ins Bad.

Er nimmt den Flacon von der Ablage und parfümiert sorgfältig seinen Körper. Lange betrachtet er sich im Spiegel, und mit der Hand fährt er dabei immer wieder durch sein Haar. Die indirekte Beleuchtung ist vorteilhaft; so ist er zufrieden und lächelt.

Er geht zurück in das Zimmer und zieht sich an.

Im Bildschirm glänzt das Leder an seinem Körper blau und schwarz. Er steckt Geld und Zigaretten in die Tasche und nimmt einen Schluck Cognac.

Er stellt weder den Fernseher, noch das Radio ab, und auch das Licht läßt er brennen, als er sein Appartement verläßt.

Direkt vor dem Kino findet er einen Parkplatz.

Er bleibt im Auto sitzen, bis sich vor der Kasse eine Schlange gebildet hat. Solange sieht er in den Innenspiegel auf den Teil seines Gesichtes, das sich darin abbildet.

Dann wirft er die Wagentür ins Schloß und spürt, wie sich die Blicke auf ihn richten. Mit ausdruckslosem Gesicht geht er auf die Wartenden zu und reiht sich an.

Interessiert betrachtet er das Reklamefenster neben sich; aber plötzlich ist er von den Lichtreflexen im Glas fasziniert, wenn er sich bewegt.

Er nimmt die beste Karte.

Im Foyer raucht er eine Zigarette. Ein Mann mit Hut fragt ihn nach Feuer.

Im Kinosaal bleibt er im Gang stehen. Er sucht nach einer schönen Frau, die ihn reizt, und neben die er sich setzen kann.

Ein junges Paar geht Hand in Hand an ihm vorbei. Die Frau hinterläßt einen schweren Duft, der ihn erregt. Er folgt den beiden und kann sich gerade noch vor dem Mann mit Hut in die Reihe drängen. Er setzt sich auf den Platz neben der Frau.

Dann kauft er sich Eiskrem.

Der Vorfilm beginnt und der Saal ist abgedunkelt.

Er spreizt die Beine auseinander, bis er den Schenkel der Frau berührt. Sie zuckt zurück, als sei es ihr Versehen.

Nach einer Weile spürt er wieder ihren Schenkel. Die Frau bleibt regungslos. Er verstärkt etwas den Druck seines Beines an das ihre, die Frau rührt sich nicht; vorsichtig streift er mit der Hand ihren Arm.

Nach dem Vorfilm beginnt der Hauptfilm.

Er legt die Jacke über seine Hüften. Im Film küssen sich zwei Darsteller, und die Musik ist sentimental. Der Partner der Frau beugt sich vor und küßt sie ebenfalls.

Er beobachtet das aus den Augenwinkeln, und schließlich fährt er mit der Hand von ihrem Arm zum Schenkel entlang bis zum Schoß. Die Frau tastet unbeholfen nach seiner Jacke, und er gibt sie in ihre Hand. Sie legt sich die Jacke über ihre Hüften. Der Partner der Frau ist im Fieber und bemerkt nichts.

Erst als der Partner der Frau ihr zärtlich in die Augen blickt, entdeckt er die Hand von ihm zwischen ihren Beinen. Es dauert Sekunden, bevor er aufspringt und brüllt. Voller Empörung zerrt er an seiner Partnerin und will sie vom Sitz ziehen. Er gestikuliert sehr wild und trifft jemanden am Kopf. Im Kino entsteht Unruhe.

Die Frau wehrt sich und verharrt im Sitz. Er hat immer noch die Hand an ihrem Schoß und starrt unbewegt auf die Leinwand. Der RHEINGOLD rast von unten links nach unten rechts. Er hofft, daß der Partner der Frau aufgibt.

Der löst sich plötzlich von der Frau und zwingt sich durch die Zuschauer. Er hastet aus dem Saal und rempelt beinahe die Platzanweiserin um, die unschlüssig ist, wohin sie mit ihrer Taschenlampe leuchten soll. Nach wenigen Minuten erscheint er wieder im Halbdunkel des AUSGANGS und ruft den Namen der Frau.

Sie aber liegt in den Armen von ihm und küßt leidenschaftlich. Ihre Hand ist an seiner Hose, er spürt ihre atmende Brust unter der Bluse.

Er drückt den Knopf an seinem Armband: es leuchtet auf 22.00 Uhr. Sein Lächeln ist eindeutig, als er den Reißverschluß seiner Hose aufzieht und ihre Hand plaziert. Er läßt sich streicheln, und als der Film seinen Höhepunkt erreicht, fragt er die Frau nach einem Taschentuch.

Kurz vor dem Ende der Vorstellung steht er überraschend auf und verläßt sehr schnell das Kino, ohne sich nach der Frau umzusehen. Draußen lehnt ihr Partner an der Wand und weint.

Er steigt in sein Auto und schaltet das Radio an. Als er startet, sieht er im Rückspiegel die herbeieilende Frau.

In seinem Appartement spielt das Radio noch, und der Fernseher läuft ohne Ton. Er legt sich auf das Bett und schließt die Augen. Er träumt von sich, und dann schläft er ein.

BRION GYSIN

STURM IN DER WÜSTE



In diesem Augenblick stürzte die Sonne auf der anderen Seite des *oued* ab, ohne eine Staubfahne hinter sich her zu ziehen. Eine kupfergrüne Scheibe, magentarot gerändert, brannte zwei Minuten lang auf der Unterseite meiner geschlossenen Lider, und als ich meine Augen wieder öffnete, standen die Sterne am Himmel. So traf mich der Sonnenuntergang in Tam vierundzwanzigmal. Es gab keinerlei Möglichkeit für mich, weiter nach Süden vorzudringen. Der Mann mit der Peitsche hatte mich eines frühen Morgens ins Fort rufen lassen, wo ein betrunkenener arabischer Zivilangestellter mir bedeutete, ich solle nach Amerika zurückkehren; mein Visum war annulliert worden. Es stellte sich als wahr heraus; Tag um Tag zeigten die Captains sich unnachgiebig. Ich hatte mit unerwünschten Elementen verkehrt: da gab es keine Berufung. Als ich zu lautstark protestierte, wurde ich in meiner Kammer unter „Hotelarrest“ gestellt. Ich durfte Tam solange nicht verlassen, bis ein Militärkonvoi bereit war, nach Norden aufzubrechen. Alle anderen Fuhrleute wurden gewarnt, mich nicht mitzunehmen.

Als schwarzer Mann, als sogenannter amerikanischer Neger kenne ich die Bedeutung fortwährender Quarantäne: Mein ganzes Leben lang habe ich unter irgendwelchem Arrest gestanden. Ich sollte mich daran gewöhnt haben, aber ich bin es und bin es wieder nicht. In manchen Staaten reicht es aus, zu atmen, um den Behörden zu mißfallen, und so weiß ich recht gut Bescheid, wie man den Behörden mißfällt. Ich trieb mich wie ein Tourist im Dorf herum und lernte jeden Tag ein bißchen mehr, ein Kamel zu reiten. Ich mietete das Tier von einem hochgewachsenen Tuareg, einem jener Sklaven haltenden Gangster, die tief verschleiert umherwandern und Touristen suchen, die sie „führen“ können. Dieser hier sprach wenig Arabisch und kaum einen Brocken Französisch, indem er aber leicht verwischbare Karten in den Sand zeichnete, lernte ich von ihm einiges über die Lage. Der Dorfarzt schlich sich während einer unserer Geographie-Lektionen an uns heran. Er hatte etwas von einem Zyniker an sich und meinte, glaube ich, die Captains hätten mich schlecht behandelt. Ich bin sicher, daß er es war, der den Tuareg überredete, mich auf seinen Kamelen in Richtung Norden nach Salah mitzunehmen, damit ich mich von dort aus westwärts zu einer anderen, nach Süden führenden Piste durchschlagen konnte. Wie sich herausstellen sollte, mußte ich den ganzen Weg bis Algol zurück, bevor ich mich nach Westen und dann schließlich nach Süden wenden konnte.

Meine Michelin-Karte verzeichnete Salah gute sechshundertvierzig Straßen-Kilometer nördlich. Von einem Rennkamel der Tuareg sagte man, es schaffe sechzig Kilometer am Tag, aber der Doktor versicherte mir, das sei eine Legende aus jenen Tagen, da der Heldenmut der Tuareg als allgemeines Schreckgespenst blutrünstiger Wüstenpiraten dargestellt wurde. Selbst dann wären es mit dem Kamel bis Salah noch mehr als zehn Tage. Dieselbe Strecke hätten wir in ungefähr dreißig Stunden ununterbrochenen Fahrens zurückgelegt. Eine gewöhnliche Karawane schafft nicht mehr als fünfundzwanzig Kilometer pro Tag, denn Kamele eilen mit Weile und verzehren auf ihrer Wanderung, was sie irgend können. Auf dem Weg nach Tam hatten wir eine solche

Karawane umherschweifender, schlecht beladener Tiere überholt, geschunden von den Schlägen durst-toller Männer, die sich Tag um Tag zu Fuß neben ihnen dahinschleppten. In jedem Fall würde es keine derartige Karawane wagen, mich mitzunehmen, aus Furcht, einer von den Captains ausgesandten Wüstenpatrouille in die Arme zu laufen. Im übrigen, sagte der Doktor, der begriff, wo ich hin wollte, wäre der Weg westlich, von Salah nach Reggan für jeden Verkehr gesperrt. Ich müsse vierhundertfünfzig Kilometer weiter nach Norden, nach Algol, von wo ich möglicherweise die Strecke nach Westen einschlagen könne, durch Timoun nach Hadrar an der anderen Transsahara-Route gelegen; dann südlich nach Reggan und schließlich über das aller-schlimmste Stück Wüste, die berühmte Schotterebene von Tanezrouft, durch Bidon Five hinab nach Gao am Niger. Von Gao nach Timbuktu wäre es ein unbedeutendes Stück Wegs, so sah es wenigstens auf der Karte aus. Von dort aus könnte ich unter Umständen auf einem Schaufelraddampfer oder sogar auf einem Floß den Niger hinabtreiben; der Winter sollte dem Niger genügend Wasser zuführen, um den Flußverkehr zu ermöglichen. Nach wolkenbruchartigen Regenfällen in den Bergen nahe dem Atlantik, von wo das Wasser in einer großen sich krümmenden Schleife durch Wüstengebiet ins Landesinnere zurückfließt, steigt der Niger. So manche Floßladung Sklaven muß auf seinen Sandbänken zugrunde gegangen sein.

Ich machte mich zum Sänger davon und war mit jeder Nacht immer weniger willkommen, indem meine kiffgefüllte Schafsblase sich in Rauch verflüchtigte und in sich zusammenfiel. Zweifellos mag meine Anwesenheit die Assassinen gefährdet haben, das Schlimmste war jedoch ein Abend, der durch die überraschende Ankunft eines Mannes, der meterlang in Turban, Schleier und fließendes Gewand gewickelt war, ein jähes Ende fand. Aus diesem enormen Wäschebündel startete ein Paar schwarzer Augen, die haßerfülltesten Augen, die ich auf dieser Seite des Klans jemals erblickt hatte, als man ihm mitteilte, ich sei zwar schwarz, aber Christ. Was er meinte, verstand ich später, als ich fünfundzwanzig oder dreißig schmutzig-graue, aschfarbene Kinder wie ein

13 - Les grandes dunes.
Las dunas mayores.



einziges, langes Krokodil durch die sandbedeckten Straßen von Algol kriechen sah. Der Bruder aus Aoulef hatte mich für eines jener Harratin, jener Kinder aufgegebenen Sklaven gehalten, die, von ihren Tuareg-Herren als völlig wertlos verachtet, vertrieben wurden, um bei den Christen „Aufnahme zu finden“, in deren Umkreis sich solche Kreaturen auch heute noch befinden.

Die folgende Nacht, als die Woge blauer Dunkelheit über die Sahara hinweggerast und über die gigantischen Purpurschatten amethystener Berge wie über Kegel rollte, war ich auf und davon, ohne von den Captains Abschied zu nehmen. In der Sahara muß man in jedem Fort ein- und auschecken, Ausweispapiere vorweisen, Angaben machen über Zweck und Zeitpunkt der Weiterreise sowie nach welchem Ziel, und steht somit, auf dieser Reise von Insel zu Insel, stets unter Kontrolle der Behörden. Die kleine Landepiste umging ich in einem Sandsturm und bahnte mir zu Fuß einen Weg zurück zu einer finsternen Basaltsteinhöhle, wo ich meinen Tuareg treffen sollte. Ich hätte mein Leben ebensogut dem Ku Klux Klan anvertrauen können als diesen noblen Banditen und Entführern ganzer Sklavenkarawanen, aber es blieb keine andere Wahl. Eine Gruppe von ungefähr zwanzig Tuareg hatte vor dem Sturm Zuflucht in der Höhle genommen; unter ihnen ein schwerer, feister Mann, ihr König, der Amenokal, mit dem ich mich mit Hilfe eines Dolmetschers verständigte. Unter seinem prüfenden Blick erleichterten mich seine Männer um meinen goldenen Siegelring, meine Uhr und den altmodischen Rasierapparat, den ich immer bei mir habe, als „Geschenke“, und das, noch bevor wir ihre halsabschneiderischen Bedingungen diskutierten. Als der Sturm sich ein wenig legte, machten sich ein paar von ihnen auf, die Kamele zu suchen und, indem ich mich rücklings auf dem sandigen Boden ausstreckte, gewährte ich eine berückend ausgeführte prähistorische Deckenmalerei. Die Ocker- und Schwarztöne unter der dachartigen Wölbung waren noch immer so frisch, so intensiv, als wären sie soeben frisch lackiert worden. Ich war töricht genug, den fetten König nach der Herkunft dieser Bilder zu fragen. Viel zu angewidert, diese dumme Frage überhaupt zu übersetzen,

fuhr der arabische Dolmetscher mich an: „Weiberarbeit!“ Eine Weile lachte ich still in mich hinein, aber die Stunden zogen sich dahin und ich begann mich allmählich zu fragen, ob man mich nicht längst dem Fort verkauft hatte, als auf einmal mein Mann mit den Kamelen aus der Nacht auftauchte. Ich stieg auf und ritt hinter ihm her in die Dunkelheit.

Die nächsten Tage verstrichen so schnell, ich kann mich ihrer kaum erinnern. Wir saßen hoch oben auf zwei enorm großen Kamelen, mehr Segeljachten vor dem Wind, denn vierfüßige Bestien. Zunächst führte die Piste abwärts durch eine vulkanische Mondlandschaft, die wie gemalte Bühnenkulissen vorbeihuschte, oder, da ich vor lauter Müdigkeit kaum den Blick hob, wie eine alptraumhafte Folge absurder, surrealistischer Lichtbilder für altmodische Schaulaternen, auf Tücher aus Luft projiziert, die von wind-getragenen Sandkörnern beinahe zu einer Mauer verdichtet wurden. In einem kreisförmigen Tal, das wie ein Ölfaß fünfhundert Fuß tief abfiel, in welches wir unsere störrischen, laut protestierenden Tiere durch ein vom Wind durch Stein gebohrtes Spundloch trieben, legten wir eine Atempause ein. Wir hielten ein wenig inne, um den sandig-weißen Boden des Basaltfasses zu bewundern; hier und da mit Dornengesträuch bestanden, das von vielen Generationen vorüberziehender Kamele so beschnitten war, daß es aussah wie ein Ziergarten mit kunstvoll getrimmten Büschen und Bäumen, angelegt um gigantische schwarze Felsbrocken, von denen manche so groß waren wie gestutzte Wolkenkratzer, die, von den Klippen herabgestürzt, von stetigem Sandstrahl zu steinernen Ungeheuern geformt wurden, hundertmal größer und atemberaubender als die Figuren von Bomarzo. Das Tal strahlte etwas Kaltes, etwas Böses aus.

Auszug aus Brion Gysins Roman „The Process“, in dessen Mittelpunkt eine vom Autor im Winter 1951/52 unternommene Durchquerung der Sahara. Das englischsprachige Original ist derzeit vergriffen; eine deutsche Veröffentlichung liegt nicht vor; die einzige erhältliche Ausgabe liegt in französischer Sprache vor, „Désert Dévorant“, Flammarion, Paris 1975. – Deutsch von Udo Breger.

BERND G. CAILLOUX

30 JAHRE HOLLAND

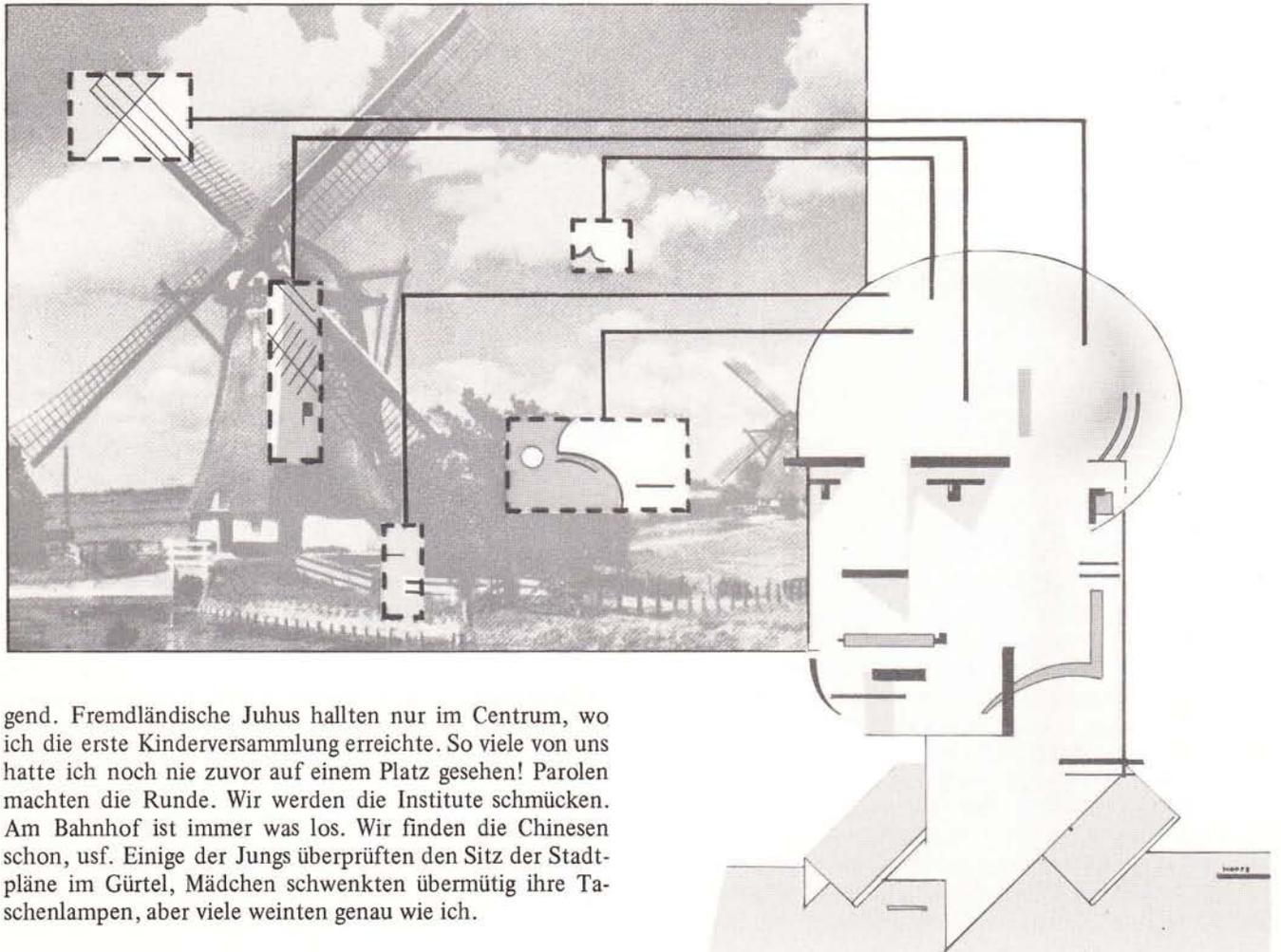
Als Kind hatte ich einen R 4. Fahr nach Holland, sagte mein Vater, das ist gut für den Anfang, leichte Strecke, saubere Verfassung, und die Möglichkeit, eine gewisse Holland-schläue früh zu erreichen.

27 JUNI Irgendwann betrittst du das fremde Land! Das Land, von dem du gehört, das Land, von dem du gegessen hast! Ich weinte. Hinter mir lag der lange Weg nach Westen. Hinter mir lagen die Hundesperren in der Grafschaft Bentheim und die Stachelbeerfelder in der Graafschaft Doetichem. Ich stieg aus dem Auto und stand im flachen Amsterdam. Sofort war ich umringt von uninteressanten Holländern. Sie trugen ihre Waren in umgeschnallten, lackierten Holzgestellen auf dem Rücken. Alte Gummischläuche lagen herum. Auf den stockenden Verkehr reagierten die meisten mit einem glucksenden Magenknurren. Das beherrschende Geräusch. Erasmus' Einschätzung, daß das Volk „ruhig und gemäßigt in Stimmung und Sprache“ sei, fand ich überzeu-

28 JUNI Wieder auf dem Platz! Die ganze Nacht über hatte ich in den Seilen gehangen. Die berühmten Seile von Amsterdam! Sie baumelten von der Decke herunter, für einige Münzen konnte jeder sie mieten. Gut festgezurrt standen die jungen Körper im Raum und schliefen. Alles war gut organisiert. Die Morgenappelle kamen in Hülsen, die Kassiber wurden ausgerollt, gelesen, ordentlich weitergereicht. Ich erwischte zwei. „Kommt alle zur Psilocybinblüte – Reisprobe und Ziehecken ab 15 Uhr“ und „Irgendjemand macht euch hier etwas vor“. Ich rieb mir die Hüften, war klar bei Verstand und so ratlos. Ein korpulenter Erwachsener im weißen Sommeranzug hielt, durch die Kinderpuls wenig behindert, auf mich zu. Er suchte nach jemandem, ich schaute auf zu ihm, er schaute herunter zu mir und sagte, da bist du ja endlich, ich bin dein Onkel Piet. Das fand ich ganz und gar erstaunlich, aber nicht unangebracht. Ich grientete also und bestätigte ihm mit heller Stimme: der Onkel Piet. Und er wieder, ja, der alte Onkel Piet, Ex-Kapitän und konzessionierter Straßenräuber, hahahaha, seit 30 Jahren wieder an Land. Ich lachte zurück, dann gehen wir doch einfach zu deinem Turm. Und er ergriff sogleich meine gereichte Hand, und die seine machte mit derber Kraft einen angenehmen Widerspruch zur rundherum eleganten Erscheinung des Holländers fühlbar.

Feinster Blütenstaub bedeckte überall das Pflaster. Wir sprachen über die holländische Kriegsmarine. Sie ist klein, aber mit den neuesten Waffen ausgerüstet, erzählte der Mann, alles wird täglich gewienert. Er erzählte, daß alle

Illustration: Volkmar Hoppe



gend. Fremdländische Juhus hallten nur im Centrum, wo ich die erste Kinderversammlung erreichte. So viele von uns hatte ich noch nie zuvor auf einem Platz gesehen! Parolen machten die Runde. Wir werden die Institute schmücken. Am Bahnhof ist immer was los. Wir finden die Chinesen schon, usf. Einige der Jungs überprüften den Sitz der Stadt-pläne im Gürtel, Mädchen schwenkten übermütig ihre Taschenlampen, aber viele weinten genau wie ich.

sieben Jahre ein Manöver im offenen Meer stattfände und daß dann auch der letzte Matrose mitführe, ausgeschlafen und ausgenüchert. Die Schiffe sind wasserfarben angestrichen und für den Rest der Zeit in den Schären an der Küste versteckt, damit ihnen im Falle eines Seekrieges nichts zustößt. Im übrigen, so schloß er, ist Hermann Brot der Lieblingssänger der gesamten Streitkräfte. Wir waren an seinem Haus angekommen. Eine weiße Villa, im Zuckerwetter.

**30
JUNI**

Seit zwei Tagen dämmerte ich mit einer Bindehautentzündung vor mich hin. Eine Folge der Hausbesichtigung. Die Villa war nicht nur außen, sondern auch innen weiß. Alles war weiß. Die gesamte Einrichtung, die Teppiche, die Skulpturen, einfach alles bis hin zum milchigen Wasser im gekalkten Swimmingpool. Was ich jetzt nicht mehr wahrnahm, erinnerte ich vom ersten Abend: auch das Essen war weiß. Es hatte Grießsuppe, gebleichtes Kalbfleisch, Blumenkohl, Weißbrot, hellen Wein und Coco di Battida gegeben, zum Nachtschiff ein Pulver, das in Tonpfeifen geraucht wurde. Kapitän Piet hatte mir die Ständer mit seinen weißhaarigen Perücken gezeigt, dann die Räume. Es war keine Wanne in meinem Badezimmer, hinter einem Vorhang fand ich stattdessen eine unbequeme Sitzdusche. Unter diesen Umständen beschloß ich, einen jungen Traum zu verwirklichen – die Aufgabe gründlicher Haar- und Körperpflege. Holland ist kein Vaterland, kein Mutterland, Holland ist Onkelland, beruhigte ich aufkommende Ängste.

Durch den Nebel meiner Entzündung verstärkt spürte ich die Anwesenheit eines weiblichen Wesens. Unruhig erwartete ich den Moment des Wiedersehens. War es doch die Geilheit, die mich hineintrieb ins Nachbarland. Wer ist es also, fragte ich den Holländer. Mein Zögling, die Senta. Sie lebte im Ausguck unter dem Dach und schwebte bald herab. Das ist der Erik aus Deutschland, wurde ich ihr vorgestellt. Kam er mit dem Schiff? Nein, er kam mit seinem Auto. Kein besonderes Interesse für Autos, Deutschland und Erik erkennbar. Ihre beiden Spitze knurrten.

**03
JULI**

Es gab Zehntausende R 4 in Amsterdam. Meiner war dunkelgrün. Es gab Tausende dunkelgrüne R 4 in Amsterdam. Ich stocherte ständig in fremden Autoschlüssellöchern. Hinter mir drängten schon die Nächsten und spielten nervös mit ihren Schlüsselbündchen. Ich überließ den R 4 der Stadt.

**04
JULI**

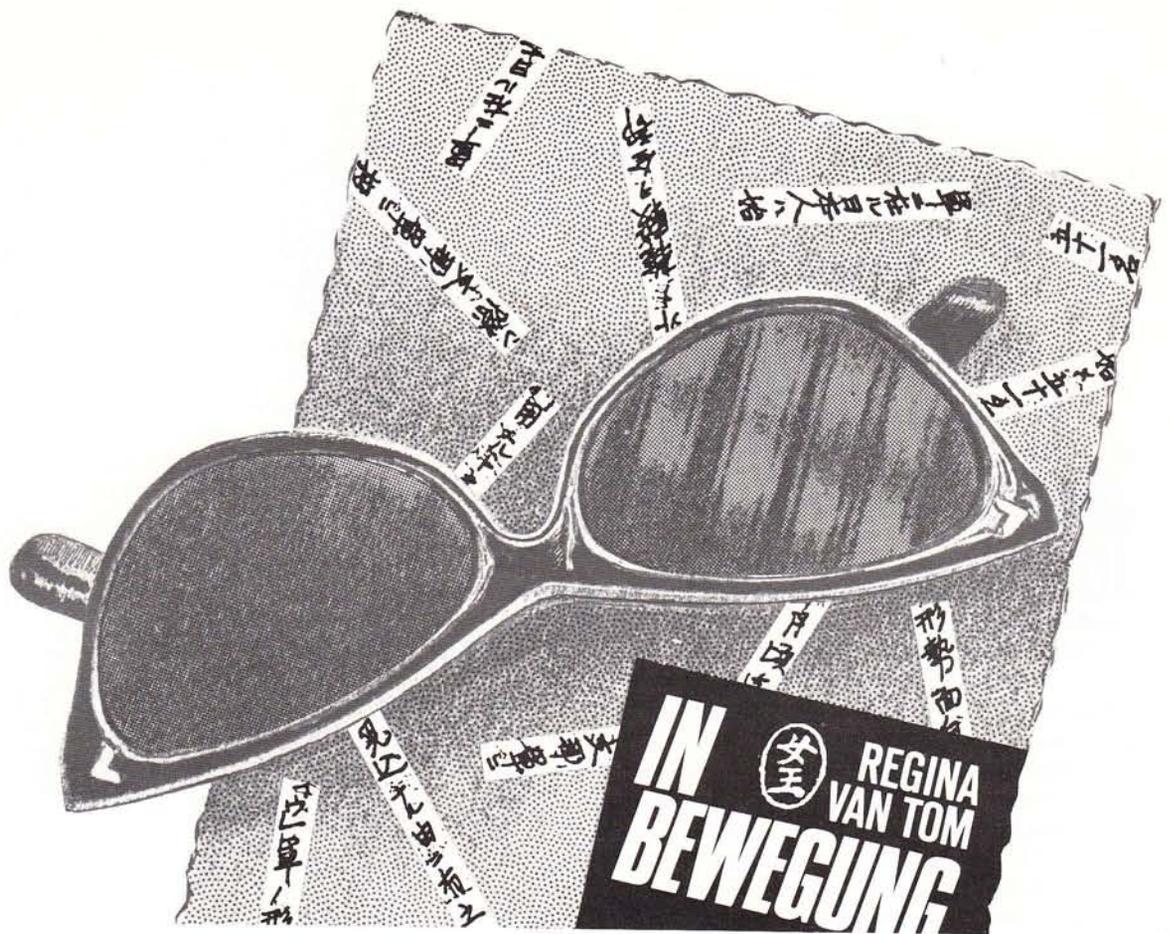
Senta wurde von mir mit Maiglöckchen und jugoslawischen Papiertaschentüchern überhäuft. Keine Reaktion. Ich kaufte mir ein neues, in vertikale Streifen zerrissenes Hemd. Nichts. Ich lud sie ein ins Café Katmandu. Ach Erik, sagte sie, schau nur aufs Meer, schau wie es kommt und geht, geht und kommt, die Sehnsucht aber taucht auf, wann sie will. Sie verschwand wieder im Ausguck. In meinem Bett fand ich kleine weißgetrocknete Kotstückchen von den Spitzen.

**06
JULI**

Vor dem Tor sah ich den Kapitän eine Rikscha besteigen. Ich erwischte das Gefährt noch und sprang auf. Ich habe einen Termin, ich bin Bildrichter, erklärte er, ein Ehrenamt. Wir kamen schnell voran. Wir sind stolz auf unsere Kunst, sagte er, aber wir müssen sie auch stets im Auge behalten. Plus ratio quam vis, mein Kleiner, brüllte er gegen gleichmäßigen Lärm und patschte mir ins Gesicht. Was? Weitere Rikschas mit weiteren älteren Herren trafen vor einem Schulgebäude ein. Hier waren die Maler untergebracht. Die Klassenzimmer waren von ihnen zu Tropfsteinhöhlen, Lesesälen, Stollen oder Schlafzelten umgestaltet. Interessant. Die Kommission blickte gelassen auf die Bilder, die die Malermänner aus allen Winkeln herbeitrugen. Die Malerfrauen reichten Tee und Kandis in Büchsen. Ein Arbeiter, der ausgewählte Exponate auf einen Lastwagen der Stadtverwaltung geladen hatte, wurde vor der letzten Tür weggeschickt. Wir kommen nun wieder zu Machmud, hörte ich aus der Kommission. Ein Beduine öffnete und ließ die Männer und mich einzeln eintreten. Der Raum war als Schulzimmer hergerichtet, nur an der Stirnseite, wo die Tafel hängen mußte, hing ein Tafelbild. Es zeigte den realistischen Ausschnitt einer Kampfszene. Ein berittener Beduinentrupp jagte in vollem Galopp und wehendem Schwarz durch eine Sandfläche, so groß wie das Bild, die Vorderlader hochgerissen gegen einen unsichtbaren Gegner. Kenne ich schon, raunte Bildrichter Piet mir zu, das hängt dort seit Jahren. Machmud drehte dicke Zigaretten und bot sie den Herren an. Die saßen auf zu kleinen Stühlen, und der Beduine hockte sich unter das Bild und begann zu reden. Sehen Sie, sagte er zur Kommission gewandt, wie jeder andere auch habe ich eine schwache Stelle. Mögen manche unter Ihnen, die meine Unterstützung bereits länger befürworteten, mich für ein Faß ohne Boden halten, so bin ich für andere auch eine Geldquelle. Vor Jahren, fuhr er fort, lebte ich mit einer Tochter des Landes zusammen. Sie wünschte Geld, was ich ihr nicht geben wollte. Bald wurde sie schwanger und verlangte einen Tausender für die Engelmacherin. Nach drei Monaten verlangte sie wieder einen Tausender, und nach drei Monaten wieder, usf. Sie hatte meine schwache Stelle gefunden. Eines Tages, erzählte er weiter, erfuhr ich, daß dies alles von ihr zum Zwecke der Geldeintreibung vorgegäuselt worden war. Die Bildrichter hörten angestrengt zu. Kurz darauf, so sprach er weiter, als sie mit einer erneuten Forderung herauskam, weigerte ich mich, zahlte nicht, und dafür zahle ich noch heute. Er grinste und drehte wieder eine dicke Zigarette.

**13
JULI**

Den R 4 hatte ich auf einem Parkplatz wiedergefunden. Er war jetzt bemalt, bunte Blumenarrangements und Sonnenmotive auf Blech. Auf der Rückfahrt begleitete mich eine Zeitlang ein Schwarm Baukräne. Mein neues Hemd war in einem Preßluft-Zellverfahren hergestellt. Es löste sich auf dem Leib langsam auf, abhängig von der Körperwärme. Die Haare verfilzten im Nacken. Mein Vater stand vor der Tür und erwartete mich. Nachbarn guckten.



Rundherum scheint alles abzustürzen. Leben, das ansetzt zum Tiefflug, Leben, das aussetzt. Kamikaze. SAGEN SIE REISEN? In zunehmend vielen Köpfen klingelts dabei nach Flucht...

Fluchtmöglichkeit/Fluchtpunkt.

Ein FLUCHTPUNKT: Jener Punkt am Horizont, an dem die Linien aller Perspektiven zusammenlaufen. Aus meiner Perspektive, mitten heraus aus dem hier & heute, nach fünf Jahren ununterbrochenem Kontinentwechseln käme Reisen, das Wegfahren in meinem Sinne einem Davonlaufen gleich, einer Resignation. Vorzeitige Flucht.

WIR HALTEN DIE STELLUNG/ WIR BLEIBEN HIER.

After all it was a great big world
With lots of places to run to
(Tom Petty/American Girl)

REISEN: sich von-, zu-, ineinander bewegen....

Oder zumindest doch: In Bewegung sein, von hier weg, woandershin. Was heißt das, jetzt, für mich? Was hieß es damals, als ich mich mit den vielen aufmachte, in den 70ern? Was hab ich gesucht, und vor allem, was gefunden?

„Born in the fifties“, d.h. aufgewacht zu sein, so mit 18 oder 20, mitten in der großen Lähmung, du kommst raus aus der Schule, siehst dich um und da ist rein *gar nichts*. Duster verschwommene Erinnerungen an Doors & mit 13 Easy Rider, klar, & Woodstock gesehn, sicherlich Breitwand, in Technicolor.... wo waren sie denn nun alle, die früher so laut riefen und kämpfen wollten. Alles machte rundherum auf privat. Der Großteil der Gleichaltrigen stürzte sich in Ausbildungs-, Jobkriege und Familie, nicht zu fassen, niemand da zum reden, blieb also nur Literatur, immer wieder Bücher von Beatnik-Glory, über Reden des Buddha zu Cos-

mic Trigger... der Innendruck steigt und die anderen merken's kaum. Bei Sonnenuntergang im Schaukelstuhl am Balkon sitzen, gerade *On the Road* fertiggelesen, die Tränen rinnen mir übers Gesicht über dem letzten Satz. Trauer, Sehnsucht, diese ziehende Energie innen drin, der Schmerz und ein starker Verdacht, daß es da doch noch was andres geben muß, soviel andres, und du möchtest aufspringen, die Tragflächen ausfahren, abheben, diesen Boden verlassen, über die Dächer, der Sonne entgegen.... diese glühende Trauer und die Sehnsucht nach Weite.

Freilich, da gab's auch noch andere; deren Zimmer rochen nach Incense und Ganja, sahn aus wie Ostasienbasare, man spielte Bongos und Flöte. Bilder setzten sich fest, Fernweh nistete sich ein, bekam eine Richtung. Osten währt am längsten?

Nichts, das ich hier zu versäumen hätte, nichts war aufzugeben, alles schien austauschbar, grenzenlos unwichtig. Das Reisen beginnt schon lang bevor man am Flughafen steht, Jahre bevor der erste Travellerscheck ausgestellt wird.... stundenlang Landkarten entstarren, exotische Namen auswendig lernen, Flußläufe mit den Augen runterschwimmen, die stromlinienförmigen Kajaks der indonesischen Fischer bewundern im Völkerkundemuseum, Bilder haken sich fest, aus Büchern und gebatikten Träumen.

Ja: Und irgendwann machst du dich auf den Weg. Du gehst los, läßt alles Vertraute zurück, sitzt mit ner Vierkilo-Reisetasche bis zum Aufruf an Gate 20, Frankfurt Airport und spürst vorerst mal gar nichts. Das befreit, augenblicklich. Kein Winter liegt vor dir, keine Telefonrechnung, kein Termin. Nur du und das Flugzeug und acht Stunden, in denen Europa unter dir wegwischt.

Und dann stehst du tatsächlich da, solange man im Flugzeug sitzt ist alles nicht wahr, du schnallst dich brav an und hörst „New Delhi, wir landen“, doch real ist es für dich

nicht. Erst wenn die Tür aufgeht, und du gehst benebelt die Gangway hinunter und spürst die Luft und die Hitze über dich herfallen, Schweiß fängt an übers Gesicht zu rinnen und hört monatelang nicht mehr auf und du weißt: DAS IST ES, genau....

Es ging alles ganz leicht, wie selbstverständlich. Ich nahm den sanften Kampf auf, allein, rundherum wars angenehm fremd, der Schweiß wurde stärker.

Vorstellungen überschlagen sich, Menschen, Menschen überall und immer starren sie mich an, ich red mir ein, ich gewöhn mich daran. Es war September und das, was ich sah, stand in keinem Buch. Das Land liegt vor mir, groß & weit & überschwemmt, soviele Züge, Straßen, Städte, Wege, Möglichkeiten. Die Weite, die ich gesucht hatte, erdrückt mich, ich will mich verkriechen, wo ist ein ruhiger Platz, wo ist Schatten und Kühle. Dieser Moment wiederholt sich, immer wieder, auch noch Jahre später, DARAN gewöhn ich mich nie.

Wie gesagt, alles ging wie von selbst. Schon am Anfang legen sich Rituale fest, Gewohnheiten schleifen sich ein. Schon beim ersten Mal, fremd und allein und Indien rund um mich rum, arrangierte ich mich mit einer Realität, die ich damals noch nicht kannte. Bahnte mir einen Weg durch die Hitze, die Massen, quer durch die Stadt. Fand den Weg des geringsten Widerstandes unter all den andren heraus, gelenkt vom Instinkt oder sonstwas. Direkter Cut durchs Gewühl, ohne nach rechts und links zu sehen, Schlafplatz checken, Sachen verstauen, duschen oder sonstwie reinigen, luftige Kleidung, Stadtplan und Drogen organisieren – und dann raus ins Gemetzel, sehen wo Nord und Süd ist, welche Höhe der Himmel hat. Nach diesem Raster erschloß sich mir jede Stadt, ob Benares, Tokio oder New Orleans.

Auch andre Mechanismen schlichen sich ein: Der Wechsel von Ankunft – Verharren – und Weiterfahrt. Im Laufe meiner nichteuropäischen Zeit beschleunigte sich das Tempo, verkürzten sich die Intervalle zwischen Ankunft und Abfahrt. Wenn sich Bewegung verselbständigt, verschwindet die Absicht im Dunkel und wird dünnflüssig wie verwässertes Blut. Handlungen werden zur Gewohnheit, die Gewohnheit zum Ritual, das Ritual versteinert zur Sucht. Dazwischen, daneben, darunter fließen die Tage und Jahre, Glaube kam abhanden, Pläne vergaßen sich, ich ließ es zu. Blaue Augen starr auf den Horizont gerichtet, übersah ich die Straße auf der ich ging, Bewegung wurde zur Droge. „Ich überlapp mich im Fluge“ steht geritzt in Grenzpfähle, Felsbrocken, an Stränden im Sand, tätowiert auf den Handgelenken....

Wenn innen nicht viel abgeht, beginnst du ans Außen zu glauben. Sicher, auch das ist Religion: Die klebrigen Tropen Malaysias. Befächelte Räume, draußen brechen die Wolken. Ich steh auf der leergefegten Terrasse, der Wintermonsum klatscht mir weich ins Gesicht. Der Kopf voller Opium, Gedankenketten reißen sich los, jagen davon über Schluchten, weiße Schluchten, der Ventilator summt seine eintönige Sonate. Knochen, die sich anfühlen wie mit Leuchtgas gefüllt, Watte in den Gelenken, das Atmen fällt unsagbar leicht. Ich roll mir jeden Tag den Geldschein mit dem malayischen Löwen und hangle mich entlang der weißen Linien hinüber ins Land, wo mich nichts mehr berührt. Kühle macht sich breit, weiß und verlockend. Klimmzüge am Rand der Wirklichkeit, dünne Schleier legen sich übers Auge.

Tapes.
Erinnerungen wie'n Bandwurm.
Endlosschleife Begierde.

Perfekte Momente zwischen Moskitostichen und Visagebühr.
Menthol Ladyfinger.
Hirnzigarillos.
Landepisten/ Kontrolltürme.

Ich wurde still, schloß die Augen. Es atmete mich durch wie Gezeiten. Kopffilme spulten sich ab, ich seh sie mir an, dann sind sie für immer verloren. Koordinaten wollen sich nicht koordinieren. Die Fortsetzung setzt sich nicht fort.

Das weiße Gefühl und die Weite kamen nie wieder zurück in jener Perfektion, auch nicht bei mehrmaliger Wiederholung. Der süße Engel stahl sich auf und davon, das Opiat wurde allmählich zur Waffe, erst für und später dann gegen mich. Wie das Orakel es sagte...

Der Weg vom schiefen Hotel in der Love Lane war am Morgen immer der gleiche. Vorbei beim Tempel der *Goddess of Mercy*, kurzer Blick rein, erst aus Neugier, und weiter zum Postamt, um wieder keinen Brief vorzufinden. Am Schalter der *Poste Restante* gewöhnte ich mir den letzten Rest von gut kaschiertem Heimweh ab, begann Telefonnummern zu vergessen. Statt dessen immer mehr Besuche bei der Göttin der Gnade, das wurde Pflicht. Die alte Chinesin mit gekrümmtem Rücken und verbogenen Beinen nahm mich zaghaft an der Hand, zog mich in einen abgelegenen Winkel voller Incenserauch, Schalen mit Reis- und Blumenopfern, geweihten Gefäßen. Alles schien rot und aus Seide. Sie sagte mir meine nähere Zukunft, für die nächsten drei, vier, fünf Jahre.

Ich war mißtrauisch, ich hatte Angst. Sie warf erst drei abgerundete schwarzgewordene Holzkeile, drückte mir ein Gefäß mit zahllosen dünnen Stäbchen in die Hand, das sollte ich schütteln, solange bis eines davon sich löst und herausfällt. Ich wollte noch immer nicht und tat's trotzdem. GOLD WIRD SICH ZU EISEN VERWANDELN, Nummer 16. Sie meinte noch ich solle sehr gut auf mich achten, verbeugte sich lächelnd und verzog sich im Rückwärtsgang. Ich wollte das selbstverständlich nicht glauben, ging nach Hause, warf die schwarze Seidenjacke übern Stuhl und Gedanken über Bord. Und erst als das Eisen bereits Rost angesetzt hatte, fiel mir die Warnung Nummer 16 wieder ein.....

ALSO WEITER: Gibt es einen Unterschied zwischen Autobahnen und Dschungelpfaden? Ist es egal, was am Straßenrand wuchert – Bananensträucher, Mohnfelder oder Einbahnschilder? Narben als einziger Beweis für Abenteuer, unser Anteil an der Geschichte. In Europa blühen Antennen – auf Reisen die Vorsätze. Wie oft du dir auch die Zähne putzt im Lake Toba, dein abendländisches Gebiß wird davon nicht gesünder. Sooft du auch quer durch Basare streunst, du wirst das Händlernetz, das sich über den Kontinent spannt, nie entschlüsseln können, du gehörst niemals und nirgends dazu. UND DAZU PRESST MAN SICH OSTWÄRTS?

Nachsendaufträge, Briefe, die mich nie einholten. Wir kleben uns unter Marken, auf Karten. Wir wohnen jetzt in Hochglanzbildern. An den Rändern der Stadt macht sich Trauer breit. Dschungelgeträumtes, wildgefärbt. Die Vorstellung spielt uns mit schlechten Tricks mit. Erinnerung ist Plagiat. Wir schieben uns auf.

REISEN.
SICH VON-, ZU-, INEINANDER BEWEGEN.

WIR REISEN.
UNVERMITTELT FÄLLT UNS HERZLAND ZU.

Daniel Dubbe ISOLATION IN EL PASO

El Paso liegt im Südwesten von Texas an der Grenze zu Mexiko.

Der Prediger, der mich von New Orleans mitgenommen hatte, wollte dort für drei Tage Station machen, sich in ein Zimmer einschließen und fasten. Danach wollte er rauskommen und vor der Gemeinde predigen. Ich stieg in einer Unterkunft ab, die mit dem unerwarteten Namen „Lindenhotel“ plötzlich auf mich zugekommen war, und bekam für zehn Dollar eines der beiden Zimmer in der Beletage nach Süden. In den beiden breiten Betten und auf der Couch wäre Platz für ein halbes Dutzend Gäste gewesen. Ich nahm das als gutes Omen für die Pause, die ich auf meiner Reise einlegen wollte. Wenn ich im Bad das Licht anknipste, verschwanden schnelle, schwarze Käfer hinter dem Waschbeken und im Teppich. Um die Wanne hing ein roter Plastikvorhang, der unten grau angelaufen war. Das Hotel hatte bessere Zeiten gesehen, ebenso wie die Literatur. In einer dieser schnellen Schaltungen, die das Hirn automatisch herstellt, sah ich mich unter den alten Männern, die im dunklen Fernsehraum neben dem Empfang hockten.

Beim Abschied in einer der flachen Siedlungen am Rande der Stadt, wo seine Gemeinde lag, hatte der Prediger meine Hand ergriffen und mit gesenktem Nacken vor mir stehend gebetet, daß mir auf meinem zukünftigen Weg der LORD begegnen möge. Es handelte sich, wie ich jetzt aus dem Abstand annehme, um eine konventionelle Geste, aber auf mich verfehlte sie ihre Wirkung nicht. Sie schien mir aus einem aufrichtigen Herzen zu kommen. Ich glaubte nicht an Gott, aber die Geste gefiel mir besser als alle Gesten derer, die auch nicht an Gott glaubten. Ich hatte keinen Lord, zu dem ich Kontakt aufnehmen konnte, aber auch meine Gedanken schweiften in der Zurückgezogenheit zu fernliegenden Dingen – und würde nicht auch ich hinausgehen und predigen? War nicht das Buch eine Predigt, und die Tage im Hotelzimmer eine der vielen Vorbereitungen darauf?

Abends fuhr ich mit dem dunkelhäutigen Portier, der einige Jahre in Frankfurt/Main gelebt hatte, über die Grenze nach Juarez. Im Schatten der Häuser lauernde Gestalten, bedrohlich, aber dann doch bloß beschäftigungslos abwartend. Die Tore zu einem Sportpalast standen weit offen. Die Ränge um den noch leeren Ring füllten sich schon. Ich bewunderte die jungen Männer, die in den Ring klettern würden und, vorwärtsgetrieben gegen das Fleisch und die Knochen ihres Gegners, sich vergaßen und nur WILLE waren. Auf die Seitenwände der Halle waren Faustkämpfer gemalt. Ich sah Götter in ihnen. Das Volk lebte in Armut, aber immer wieder gingen junge Männer aus ihm hervor mit scheinbar unvergänglichen, glatten Körpern. Es war etwas wie Flucht darin, aber auch ein endgültiger Aufstand gegen das Schicksal.

Der Rio Grande ist an dieser Stelle ein schmales, einbetoniertes Rinnsal.

Die Bettler auf der Brücke nach El Paso hoben durch ihr Nichts, das nicht zu den europäischen Erfahrungen gehört, die Götter erst hervor. In Europa fehlt die Spannung, ohne die Götter nicht erscheinen. *Wie armselig, dachte ich, ist es ohne sie zu leben!* Es gab niemand, der mir das Quellwasser



gebracht hätte, das man zum Fasten braucht. Beten hatte ich nicht gelernt. „Den Geist leer machen und ihn vollkommen für den Lord öffnen.“ Verglichen mit dem Prediger, der, wie ich sicher annahm, seinen Frieden fand, war ich von Dämonen verfolgt. Sie hielten meine Seele, meine Erinnerungen und Hoffnungen besetzt, mit denen ich gern an meine „Heimat“ zurückgedacht hätte. Einer hatte nadel dünne Zähne in meine Prostata geschlagen, mit denen er gutes Blut absaugte und schlechtes aus seinem Körper nachpumpt. Ein anderer, der mir aus meiner frühesten Jugend vertraut ist, suchte mich zu seinen trügerischen Erleichterungen zu verleiten.

Am Morgen schob ich einen Sessel ans Fenster in die Sonne, setzte mich nackt hinein und schrieb einen Brief. Ich schlug vor, eine Zeitschrift zu gründen, in der die besten Sachen aus der ganzen Welt abgedruckt würden. Ich war voller Kraft und Optimismus. Gegenüber warteten zwei Teenies vor der städtischen Leihbibliothek. Ich gab ein Zeichen und eines davon kam herauf. Den Geist leer machen! Ich schaffte es nicht, im Gegenteil, es war noch nie soviel unangenehmer Andrang darin gewesen. In der Tür eines holzverkleideten, flachen Baus vom Hotel die Straße runter, lehnte eine Mullattin in langen Stiefeln und Nylons. Wenn ich nach der Mahlzeit im Schnellrestaurant, wo ich ein paar Unbekannte angestarrt hatte, ins von Straßenlaternen erleuchtete Hotelzimmer zurückkam und die Tür hinter mir zuzog, war alles zu Ende. Eine solche Verzweiflung packte mein Herz, daß ich auf der Stelle zu sterben gedachte.

Ich ging ins Bad und schnitt mir die Adern auf. Das Blut spritzte in einem dünnen Strahl schief weg. Es beruhigte mich ein bißchen. Die Zeit lastete auf mir, unbeweglich, für eine Unendlichkeit nicht zu ändern, wie eine Gruft. Seit die Sonne untergegangen war, war mir kälter geworden, aber gleichzeitig gab es diesen fieseren kleinen Lebenswillen in mir.

Ich packte meinen Schwanz und fing heftig an, ihn von der Spitze bis zum Schaft zu reiben. Meine literarischen Bekannten tauchten vor mir auf. An derselben Stelle in meinem Hirn waren Sätze des Predigers gespeichert, die er mir während der Fahrt durch die Wüste auf mein Tonband gesprochen hatte: Der Lord sieht das Böse im Menschen. Aber er läßt sie gewähren. Und sie werden in einen See aus Feuer fallen...

Die kleinlichen Machtkämpfe zwischen meinen literarischen Bekannten verwandelten sich in etwas, das unter den Menschen, die auf der Erde lebten, überall epidemisch anwuchs und sich steigerte, sodaß das vom Himmel regnende Feuer nur die unausweichliche Konsequenz des BÖSEN war!

Es liegt nur an dir selbst, warf ich mir vor. Du bist unfähig, zu geben! Du bist nichtmal fähig, auf der Straße vor einer Fremden AUSZUSTRAHLEN. Nachts im Ballraum sah ich frisch shampooinierte Mädchen auf der Tanzfläche sehr weit weg, während ich soff. Sie machten schiebende Einsame-Hausfrauen-Bewegungen. Am Nachmittag des nächsten Tages stellte ich mir beim Spazieren vor, daß sie in den gut durchlüfteten Häusern über dem Fluß zuhause sein mochten.

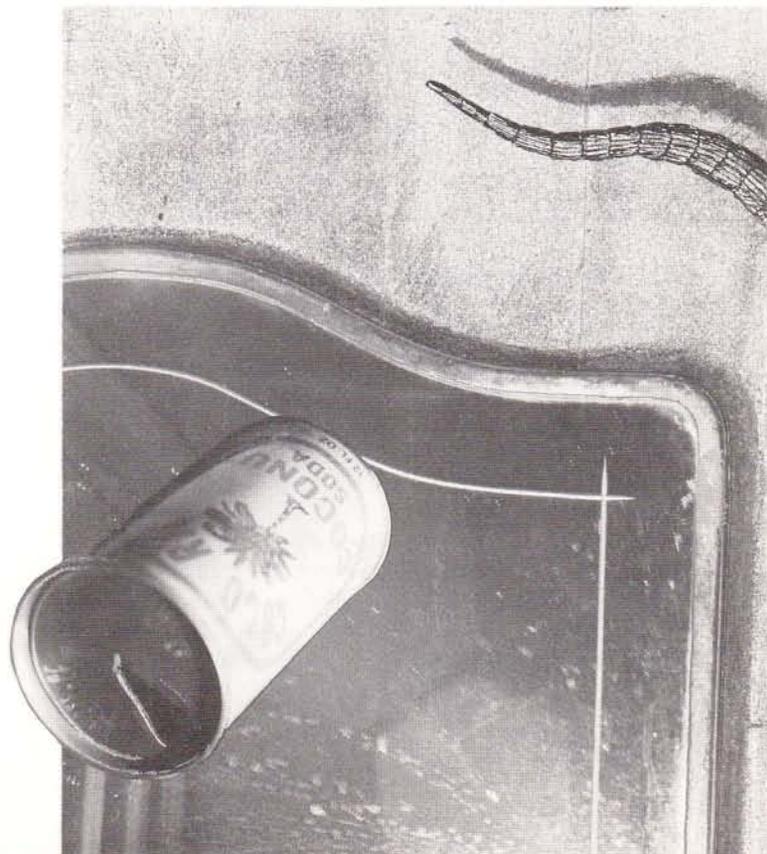
Ich begriff später, daß die Tat, die kein Aufhebens von sich macht, ein besseres Mittel ist, sein Ziel zu erreichen, als die Absicht, unbedingt mit Worten überzeugen zu wollen (*meine Worte sind mir sowieso nur durch ihren manischen Cha-*

rakter unzweifelhaft), und mein Herz nicht an Menschen zu hängen, die meiner Naivität die Härte ihres Urteils vorziehen.

Am Morgen meiner Weiterreise war die Luft klar und frisch, der Himmel war blau und wolkenlos. Der Weg nach Norden durch die Wüste ist im letzten Jahrhundert der „Camino del muerte“* genannt worden. Und das ist er auch wirklich gewesen für viele der Männer, die zu Fuß aufbrachen, weil sie kein Geld für die Fahrkarte der Santa-Fe-Eisenbahn hatten. Der Einzelne endete mit dem Tod im Nichts. *War dies der Tag, an dem ich begriff, daß die zweite, abwärts zum Tode führende Hälfte meines Lebens begonnen hatte?* „Ich glaube an die Vergeltung – und zugleich an die Erfüllung.“

Wie oft habe ich über diese Stellen in meinen Notizen gebrütet! „Ich glaube auch, das Nichts könnte auf magische Weise die Konsequenz der Erfüllung sein.“

* Straße des Todes



ANGOLA LAINA

D I C I K O E E N B N A E N C A T I O N



*Erwecke nie den Eindruck
als seiest du einer Sache sicher*

Und dann erscheint wie auf ein geheimes Zeichen die Dame in Rot.

Und obwohl Tanner die Szene schon mehrere Male gesehen hat und alles bis ins letzte Detail kennt, muß er immer wieder die geschickte Arbeit des Maskenbildners bewundern.

Valerie wirkte halb europäisch, halb asiatisch. Je nach der sie umgebenden Kulisse änderte sich ihre Mimik, ihre Gesten. Man sah sie sich herauslösen aus einer Rückprojektion, die die Champs-Elysées zeigt; mit einer schnellen Bewegung streift sie das rote Kleid ab und zieht wieder ihr altes Kostüm an. Der Assistent tritt aus dem Schatten hervor und schaltet die Scheinwerfer aus. Tanner, der Fotograf, zieht die Kassette aus der Kamera und wendet sich an Valerie, die vor einem Spiegel ihre Lidschatten nachzieht.

„Die Aufnahmen als Geisha machen wir morgen. Ich bin geschafft! Schluß für heute.“

Tanner winkte seinem Assistenten und gab ihm ein paar Anweisungen für den nächsten Tag. Dann ging er nach nebenan in die Küche und machte sich einen Kaffee. Er setzte sich wieder ins Studio an einen der Leuchttische und sah sich die Polaroids an, die er vor ein paar Stunden gemacht hatte.

Valerie halbnackt mit Aloahe-Lächeln und einem Blumenkranz um die Schultern, Valerie als Prostituierte in einer Marseiller Hafenkneipe mit dem erschreckten Ausdruck einer Nachtwandlerin, die unsanft aus ihrem Zustand geweckt worden ist. Valerie mit der klassischen Frisur der Geishas, der Taka-Shimada. Immer geht sie die Verwandlung nur halb ein, dachte Tanner, als wenn sie jeden Moment die nächste Stufe einer Mutation erreichen und neue Eigenschaften dazugewinnen würde, während sie alte abstreifte.

Sie durchheilt wie ein Fisch die Ströme meiner Fantasien und läßt mich meilenweit zurück mit dieser Handvoll Bilder. Sie ist wie ein Rasiermesser, dessen Schneide bei jeder Benutzung abzubrechen droht. Wie die Forelle, die aus dem Wasser herausgenommen, ein zarter Fisch ist, der leicht stirbt...

Sie braucht meine Fantasien, um zu schwimmen, dachte Tanner bitter, und ich selber seh' ihr zu und kann nicht hinterherspringen.

Gestern war sie ein Hawaii-Girl aus einem Plattencover der 50er Jahre, heute die Dame in Rot, und morgen spielt sie eine kommunistische Spionin aus dem 2. Weltkrieg.

Tanner löschte die Lichter im Studio und winkte auf der Straße einem Taxi. „Café l'Etage“ sagte er zu dem Fahrer und ließ sich in den Sitz zurückfallen. Er schloß die Augen und versuchte sich zu entspannen.



Ein paar Meter über dem Straßendunst fühlte Tanner sich geborgen; sobald die erste Tür hinter ihm zugefallen war und er im Treppenhaus stand, hätte er blind weitergehen können. Er war so oft hier gewesen, daß er die 23 Stufen am Knarren ihrer Holzdielen voneinander unterscheiden zu können glaubte.

Trotzdem seilte er sich an, indem er seine Rechte auf das Geländer legte und sich dann langsam und vorsichtig, als zögere er noch, das Lokal zu betreten, nach oben bewegte. Das Restaurant und Café l'Etage hatte etwas von der Atmosphäre eines Kinofoyers aus den Fünfziger Jahren. Die gedämpften Schritte der Kellner klopften den Boden ab, das Teakmobilier lud dazu ein, mit den Händen seine Art-Deco-Rundungen nachzuformen. In den Mokkatassen schaukelten die Kronleuchter, die dem Raum Premierenstimmung verliehen. „Lichter untergehender Schiffe“, dachte Tanner, während er sich eine Zigarette drehte.

Als er sein Feuerzeug aus der Tasche zog, fiel ihm die Visitenkarte heraus, die Dr. Vidoque ihm vor Jahren in Tokyo bei ihrer ersten Begegnung gegeben hatte. Die Meishi war zweisprachig gewesen, daran konnte sich Tanner noch gut erinnern. Und außer Hakase (Doktor) konnte er damals kein einziges Kanji-Zeichen...

Über den Parkettfußboden näherten sich Schritte. Eine Diele knarrte. „Knarr-Brett? Naru-ita“, das japanische Wort bog sich in seinem Bewußtsein wie eine lockere Diele. Tanner sah auf, erkannte den Ober und nickte ihm zu. Es war meist später Nachmittag, wenn er hier vorbeikam, um bei einem harten Kaffee und einem weichen Kuchen seine Datenbank abzuchecken, etwas Ordnung in den Fluß der Bilder zu bringen, die ihn bei seiner Arbeit als Fotograf den ganzen Tag aufluden, daß er manchmal schon zu spüren glaubte wie er die Bilder wieder ausschwitzte. Dann wurde das Gefühl so stark wie ein unerträglicher Brechreiz und eine Menschenmenge überlappender Marktschreier fiel über ihn her und er duckte sich instinktiv: verwischte Szenen aus einer Dia-Show tanzten durch seinen Kopf...

...eine breithüftige Frau, die aus einem hölzernen Bottich steigt (Tanner erinnerte sich, wie er mit krebsrot verbrühter Haut aus seinem ersten japanischen Bad gekommen war, damals in Tokyo), nackte Gestalten hinter einer beschlagenen Glasscheibe. Blumen, die sich in Zeitlupe öffnen, ein Film über das Ikebana. „Hana“, das Kanji-Zeichen für Blume.

Er versenkte zwei Stück Zucker in seinem Herzschrittmacher und versuchte wie immer bei solchen Gelegenheiten ein kleines Glockenspiel mit dem Kaffeelöffel. Das sanfte Klirren von Silber gegen Porzellan gefiel ihm. Er schloß die Augen, und Teile seiner Multivision für ein Reiseunternehmen passierten Revue. Das helle Klingen japanischer Hostessenstimmen belebte die Bilder für wenige Momente, lud sie elektrisch auf bis sie farbenfroh tanzten zu den Altstimmen hinter den Kulissen. Fischerkinder, die Steine über das Wasser werfen / sich langsam ausbreitende Wellen während der Flußeröffnung wenn das Verbot Forellen zu fangen außer Kraft trat / heute versucht man den Quecksilbergehalt der Fische niedrig zu halten / Die über dem Fujiyama aufgehende Sonne / Das Zeichen für Nippon, das Land der aufgehenden Sonne, schon am Flughafen der Smog von Tokyo, von U-Bahn-Drückern zusammengepferchte Menschen, die gellen Poster der Sex-Kinos in Shinjuku / „Geschichte der Frauenfolter im 19. Jahrhundert“ / die vielen Gänge des japanischen Essens und die Schwierigkeiten mit Stäbchen zu essen...

Ein puppenhaftes Teehaus schwer auffindbar wie ein verlorenere Mah-yong-Stein / Gesicht einer Prostituierten auf einem vergilbten Foto aus Yoshiwara / die weißbemalten Nacken der Geishas / Nachtfaltervergangenheit umschatteter Augen / Saké, der die Bilder taumeln läßt / feuchte heiße Handtücher werden gereicht / Das Essen hat so viele geheime Gänge wie die Stadt / Zum Mittag Seeforelle Blau / dazu ein Salat, der entfernt an grünen Tee erinnert / Jeder Orientierungsversuch an herkömmlichen Denkweisen scheidet sofort / Die meisten Straßen haben keine Namen, und nur die Häuserblocks sind nach einem unergründlichen System numeriert / ein Verwirrspiel, das im Traum seine Fortsetzung findet: Die Menschen haben plötzlich keine Namen und die Gedanken unentzifferbare Nummern. Bei der Flucht durch einen Garten mit zwerghaft verkrüppelten Bonsai-Bäumen regnet es pfundweise Reis / Obwohl ich mich jahrelang mit der Sprache beschäftigt habe, versteht niemand mein Japanisch / Ekstatische Silben hinter einer Papiertür, auf der Vögel im Schilf dargestellt sind / geahnte Nacktheit durch einen Seidenkimono / eine heiße Lust wäscht die letzten Gedanken an Unterschiede der Körper...

Am nächsten Morgen Blumen-Sehen in einer Ausstellung für Gartenbau / Ikebana: Blumen (nach dem Schneiden) am

Leben erhalten oder zu neuem Leben erwecken... Jetzt sehen alle Frauen wie dieses unbekannte Mädchen aus „Wenn es so ist, daß wir uns trennen müssen...“ / „Beim schnellen Fallen der Blüten empfinden wir die Vergänglichkeit aller Dinge“, ein Satz aus der feierlichen Eröffnung der Ausstellung / wie diese Rose zu neuem Leben erwecken? In einem Puzzle-Spiel bunter Bilder kurze Informationsshow mit den üblichen Überblendungen und technischen Tricks? Sayonara – ein lächelndes Gesicht / letzter geschäftlicher Händedruck / Sonnen- und Schattenseiten von Blumen und Blättern müssen beachtet werden / Wenn die Lichter der östlichen Hauptstadt aus dem Blickfeld verschwinden ... taucht aus dem Unendlichen noch einmal das Kanji-Zeichen für Nippon auf, Land der aufgehenden Sonne in Neon-Schrift, abwechselnd rot und weiß aufleuchtend, abschließendes Blinzeln des Kameraauges nach dem Zehn-Minuten-Salat für Touristen, die Forelle essen, aber nicht die 23 Striche des Kanji-Zeichens „Forelle“ lernen... „Hintermadu“, dachte er, „selbst das Wort ‚Hinterland‘ haben wir nach Japan exportiert...“ Was mache ich hier, verdammt noch mal?!

Tanner lehnte sich in der Nische zurück und ließ seinen Fotografenblick herumgleiten, etwas, das er sich nie abgewöhnt hatte ... Innen, später Nachmittag, Totale: Das Café füllt sich allmählich, die Bedienung wechselt, am Nebentisch klingt wieder xylophonartig Silber gegen Porzellan; in der Sylvesternacht läßt man in allen Buddhistischen Tempeln die Glocken läuten – joya no kane – Tanners Augen flimmern, er dreht sich eine neue Zigarette, wartet, bis die Hand des Obers Feuer reicht und hüllt sich in Rauch ein. Die Dielen knarren wieder, naru-ita, in den Gängen des alten Kaiserpalastes ließ man ab und zu eine Diele unbefestigt, damit das Geräusch der Schritte einen Besucher melden sollte...

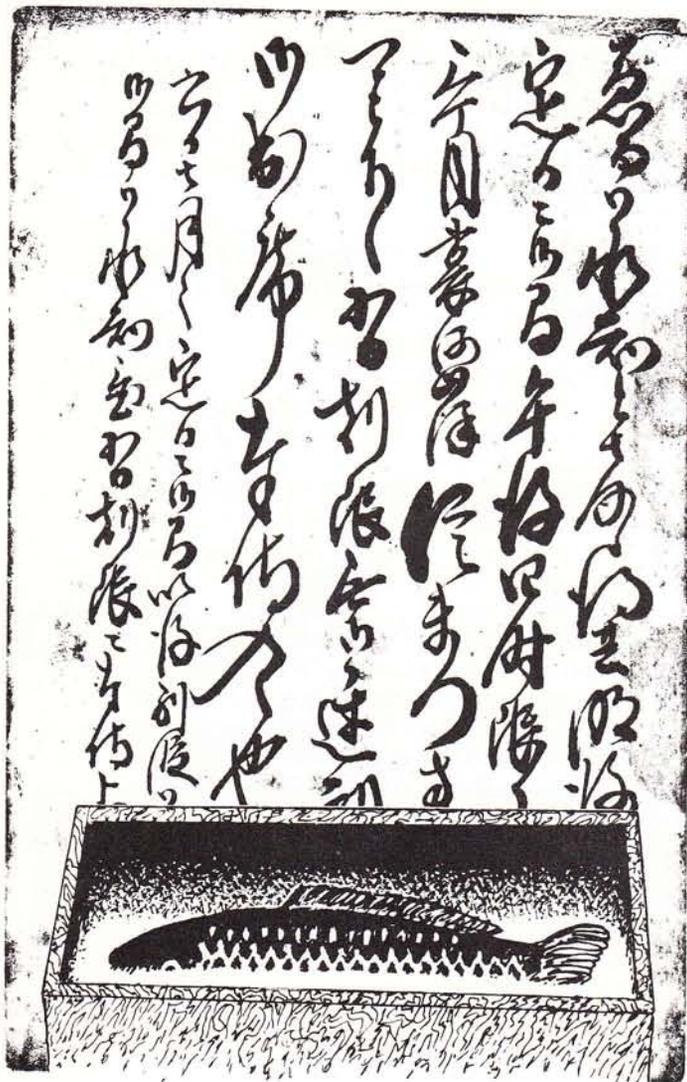
Und jetzt erscheint wie auf ein geheimes Zeichen die Dame in Rot.

Die Szene ähnelt einem konspirativen Treffen in irgendeinem Café in Hongkong. Es ist Abend geworden. Draußen vor dem Fenster leuchten die Kanji-Zeichen der Neonbars, verlöschen für Sekunden und leuchten wieder auf. Ober huschen hin und her, es riecht nach Tee und Räucherstäbchen (brennendem Reis), und von einem unsichtbaren Plattenspieler, der irgendwo nahe dem Eingang stehen muß (wahrscheinlich hinter einem der roten Samtvorhänge), erklingen in dieser Umgebung merkwürdig exotisch wirkende Töne: Die „Forelle“ von Schubert ... Valerie beginnt das Gespräch mit Tanner, indem sie ihn um Feuer bittet. Der Ton ist in dieser Szene undeutlich und von Straßengeräuschen überlagert, stellenweise setzt er sogar ganz aus. Die wenigen Satzketten, die laut und deutlich zu hören sind, könnten aus einem Spionagefilm stammen.

„Zentrale in Tokyo ... Nachricht erhalten, daß ... im Hama Rikyu Garten ... Treffpunkt und Übergabe des ... Briefes ... im Meer ertrunken ... Doktor Vidoque Facharzt für Tropenkrankheiten ... 23 Schritte ... ein Abgrund...“

Das Knarren einer Diele bringt Tanner wieder in die Gegenwart zurück. Er sieht auf und erkennt in einigen Metern Entfernung von seinem Tisch am Fenster Doktor Vidoque, der ihm zulächelt und dabei mit einer Handbewegung auf den leeren Sessel neben Tanner weist, als wolle er fragen, ob dieser Platz noch frei sei.

Tanner bedeutet ihm mit der linken Hand, sich zu setzen, und steckt mit der anderen den Brief, den ihm Valerie gegeben hat, in die Innentasche seines Jacketts. Vidoque, dessen leicht gelb getönte Haut das Asiatische seiner Gesichts-



züge noch unterstreicht, beginnt sofort eine Unterhaltung über die abwesende Dame in Rot, die, wie der überraschte Tanner erfährt, wegen einer als unheilbar geltenden Krankheit seit einigen Jahren Patientin des Doktors ist. Die Einzelheiten des Gesprächs sind Tanner entfallen, nur das erotische Interesse für die Frau ist geblieben; eine Faszination, die er ihrer englisch-hawaiianisch-japanischen Herkunft zuschreibt.

Ein paar Abende später verbringen sie zusammen eine Nacht in dem Hotel aus der Kolonialzeit, in dem Doktor Vidoque vor 23 Jahren ein Festessen gab zur Feier seiner Amtseinführung als Chefarzt des Missionskrankenhauses...

Das Zimmer, wo Valerie und Tanner miteinander ritualisieren, ist in den japanischen Ateliers stilgerecht nachgebaut worden. Die Wände mit Seidenstoffen à la Pompadour bespannt, Damastvorhänge an den Fenstern, Stühle, Fauteuils, ein Sofa mit weißen Linienmustern, ihm gegenüber ein Louis-Quinze-Spiegel, der ihre nackten Gestalten verdoppelt.

Später im Kino wird ein schwarzer Querbalken der Zensur in dieser Szene auf- und abhüpfen. Wie in allen Pink Mo-

vies. Und wieder einmal drängte sich ein vergessenes Bild hervor aus einer anderen Zeit und einem anderen Raum.

Zwei zu einem Kelch geformte Hände, die ihm den Tee reichten, kamen aus dem Halbschatten hervor. Im Hintergrund erklang ein japanisches Volkslied. In der Schale war nur schwach grün gefärbtes Wasser, in dem kleine dunkler getönte Blättchen herumschwammen. Der frische Duft des Getränkes verbreitete die Atmosphäre eines tropischen Gewächshauses.

Das Zimmer erweiterte sich zu einem mit Girlanden und Lampions geschmückten Saal, dessen Perspektive aufgehoben war oder zu schwanken schien, als betrachte er seine Umgebung abwechselnd durch die entgegengesetzten Enden eines Opernglases. Saké, der die Bilder taumeln macht.

Selbständig lebten in seiner Erinnerung die Tischnachbarn. Der alte Doktor aus Marseille, dessen Gesicht im Laufe der Jahre asiatische Züge angenommen hatte, mit seinem Lieblingsthema „unheilbare Krankheiten“, über das er nie endlose Monologe halten konnte. Immer in seiner Nähe der chinesische Boy, Gefährte unzähliger Orgien, ein listiges Lächeln, das im Raum zurückzubleiben schien, nachdem er längst verschwunden war.

Die Frau des Hotelbesitzers, deren trockenes Husten immer ihr Auftreten ankündigte, bevor sie in einem roten Etuikeid hinter einem Vorhang im Vestibül oder oben auf der Treppe in Begleitung ihrer zwölfjährigen Tochter erschien. Auch die anderen ständigen Gäste des Hotels sind Tanner nach all den Jahren noch sehr lebendig im Gedächtnis.

Das Festessen zu Ehren des Doktors, dem am Vormittag desselben Tages die Leitung des Missionskrankenhauses übertragen worden war, endete mit einer Dankesrede seinerseits an die Familienmitglieder und geladenen Gäste. Tanner glaubte sich an die undeutliche Stimme des alten Doktors zu erinnern, die ihm seit jener Zeit bei vielen Chefs unangenehm aufgefallen war. Doktor Vidoques Stimme klang überheblich und affektiert. Die Vokale erhielten durch eine Verengung des Mundes, die ihm das Aussehen eines pfeifenden Arztes bei Diagnose einer tödlichen Krankheit gaben, jenen Klang falscher abgedunkelter Vornehmheit, die etwa das Wort „leise“ zu „Läuse“ werden läßt.

Die Rede selbst ist aus einem Grund, den Tanner nur ahnen kann, ausschließlich fragmentarisch erhalten. Worte wie „Tropenkrankheiten“, „Rezidiv“ und „unheilbar“ tauchen immer wieder darin auf, geben dem Text die Struktur einer endlosen Litanei, die nach all den Jahren auch falsche Erinnerungen umschließt.



Tanner liest jetzt wieder den Brief, den ihm Valerie vorhin gegeben hat. Es ist seine Entlassung.

„Ich brauch eben einen neuen Job. Arubeito nennen es die Japaner. Haben sie von uns übernommen.“

Dennoch wunderte ihn immer wieder, wie isoliert und eigenständig sie doch waren, wie eingebunden in alte traditionelle Denkweisen. In den Monaten in Tokyo war er mit kaum jemand näher bekannt geworden, alles blieb in dem durch geschäftliche Beziehungen abgesteckten Rahmen, nur selten während einer Feier wurden die Kontakte eng, der

Ton vertraulicher. Dazu kamen noch die sprachlichen Schwierigkeiten; trotz der Intensivkurse und den Versuchen, sich dem fremden Denken mit der Schlaflernmethode zu nähern, waren seine Kenntnisse des Japanischen immer noch mangelhaft. Kaum, daß er die verschiedenen Formen des Du auseinanderhalten konnte. Man ging ziemlich zeremoniell miteinander um. Seine Firma in Deutschland hatte es aber auch an Takt nicht fehlen lassen, da sie ihm die Entlassung erst am Ende seines Japanaufenthaltes geschickt hatte...

Tanner schloß die Augen und überließ sich seinen Erinnerungen: Valerie hielt einen Spiegel über seine linke Gesichtshälfte, so daß sie ihr Gesicht neben seinem sehen konnte. Aus dem Off hörte er jetzt ihre Stimme sanft und überredend wie die einer Krankenschwester: „Wir werden eins sein, du und ich. Nichts wird uns trennen können, nichts wird uns im Wege stehen.“

Auf dem Wasserbett eines Love-Hotels sehen wir jetzt Valerie und ihren japanischen Freund Shunichi in der Stellung des Schwalbenpaares. Das Bild flimmert etwas, zerläuft in farbige Wellen, und während die Kamera zurückfährt, erkennen wir das Videogerät, das den Liebesakt der beiden aufgezeichnet hat. Sie liegen kichernd auf dem Bett und schauen ihren Doubles auf der Mattscheibe zu. Valerie liegt hinter Shunichi, sein Körper verdeckt sie zum Teil, so daß wir nicht genau sehen können, was ihre Hände machen. Aber die Wirkungen ihrer Zärtlichkeiten sind sichtbar. Der schwarze Zensurbalken über Shunichis Glied richtet sich auf, die Kamera fährt langsam näher. Close-up ihrer ineinandergewühlten Lippen.

Die nächste Einstellung zeigt Tanner frontal von oben. Er sitzt an einem Tisch im Café l'Etage und blättert in einem Paperback. Es ist eine moderne englische Fassung des I Ching. Er hält plötzlich inne, und wir lesen mit ihm das Hexagramm 23:

Collapse: Po

Oracle

the mountain rests on the earth
the superior man strengthens his support
in order to maintain his position

Kama

Discord caused by conflicting selfish desires
has brought you and friend to the point of parting.
Only if you quell your emotions and your expectations
is there any chance the relationship will continue

Line 6

He is like a large fruit still uneaten
The man finds the people who will carry him
like a chariot
Smaller men overturn their own dwellings

Die Schrift verschwimmt, und wir sehen einen kolorierten Holzschnitt von Toyokoni, eine Kurtisane mit einem japanischen Musikinstrument. Die erstarrte Frau bewegt sich jetzt und legt ihre Kleider ab. Sie kniet sich auf eine Matte am Boden und fährt mit dem Mittelfinger ihrer Rechten die klaffende Spalte ihres Gesäßes entlang, als wolle sie einem unsichtbaren Beobachter den Weg weisen. Dann beginnt sie mit ihrem Hintern rotierende Bewegungen zu machen, deren Monotonie die aphrodisische Wirkung noch steigert.

Wenn der Schatten des Samourai auf sie fällt, wechselt das Bild und wir sehen nur noch ihren Kopf, der halb in ein Kissen gedrückt ist. Ihre Augen sind geschlossen. Unter der



rosa Haut des Nackens pulsiert eine Vene. Sie gibt ein sanftes Stöhnen von sich.

Der Film hat die unnatürlichen Farben kolorierter Postkarten.

Tanner saß im Zimmer der Maskenbildnerin und piffte vor sich hin. Während sein Blick die Bewegungen der Fische im Aquarium verfolgte, rieb er sich das Gesicht mit Abschminkcreme ein. Er hatte seine kurzen Haare glatt nach hinten gekämmt, so daß er die Perücke aus blauschwarzem Frauenhaar leichter überstreifen konnte. Nachdem er die künstlichen Wimpern angeklebt hatte, stand er auf, trat einen Schritt zurück und betrachtete sie im Spiegel. Valeries Gesicht lächelte ihm entgegen. Es war ein verführerisches Lächeln, mit dem Charme eines schmutzigen Traums. Sie ging zum Kleiderschrank und wählte den roten, an den Seiten geschlitzten Rock aus, dazu eine gleichfarbene Jacke und ein lila Halstuch.

Valerie löschte das Licht und wandte sich dem Aquarium zu, von dem sich ein mildes grünes Licht ausbreitete, das hin und wieder von den kreuz und quer flitzenden Fischen unterbrochen wurde. Das dadurch entstehende Flackern

vor ihren Augen erinnerte sie an die Fahrt mit dem Fischerboot an jenem Sonntag während der Flußeröffnung ... als Doktor Vidoque noch lebte ... Sie standen nebeneinander an der Reling und sahen zu wie der Fang an Bord gehievt wurde und sich das schwere Bündel aus dem Netz in den Rumpf des Schiffes leerte, und das Spiel des Herausschalens der silbernen zappelnden Fische aus der grünen Umarmung begann, gefolgt vom Einschätzen und Abzählen der Beute.

„Jetzt weinen die Fische“, sagte der Koch, als er einige Exemplare für seine Suppe suchte und mit der gründlichen Reinigung der noch zuckenden Leiber begann.

Sein blankes Messer fuhr hin und her mit der Geschicklichkeit eines Chirurgen, der Organe transplantiert.

Als er das Herz freigelegt hatte, verschwand für Sekunden der Operationstisch, und er sah auf den dunklen Grund des Brunnens, hörte aus der Ferne seine eigene Stimme: „——!“ Die Schwester reichte ihm eine weiße Wolke. Wieder die unbekannte Tote aus der Seine, die mit dem Gesicht Valeries durch den wilden Strom seines Lebens schwamm. „Nadel!“ Seine Stimme schnitt durch Träume aus Fleischgirlanden. Ich bin mehr als einmal dort unten gewesen. Heimlich gezüchtete Ableger in einem Gewächshaus. Das Schiff geriet ins Schlingern. „Wir kommen vom Kurs ab!“ Schlaf erfaßte sein Bewußtsein.

Fischerhände, die ins trunkene Blau greifen / Im Tiefflug ein Schwarm Möven zum Lied der Forelle / letzte Handgriffe / Die Operation nähert sich dem Ende / „Tupfer!“ Die Schwester reicht schnell die ausgestopfte Möve / Der Anästhesist verstärkt die Sauerstoffzufuhr / „Atmung?“ fragt der Chirurg, und aus der Tiefe des Brunnens erhält er die Antwort: „Normal!“

Die Schwester, deren Augen an Valerie erinnern, ist jetzt in Großaufnahme zu sehen. Ihre Augen sind angstvoll geweitet, im Off hören wir Straßengeräusche, das Quiet-schen von Autobremsen, den dumpfen Aufprall von Blech auf Blech. Die Kamera fährt langsam zurück, und wir sehen noch immer den Operationssaal. Der Anästhesist wendet sich dem Chirurgen zu, in dem wir sofort Doktor Vidoque erkennen (die leicht gelbe Gesichtsfarbe, die schmalen schlitzförmig wirkenden Augen, die bei flüchtigem Hinsehen eine Mongolenfalte vortäuschen). Er sagt etwas und zeigt dabei auf den Patienten oder die Patientin. An dieser Stelle setzt der Ton aus. Das Bild verdunkelt sich, wobei nicht zu erkennen ist, ob der Kameramann abgeblendet hat oder im OP die Lichter erlöschen.



Tanner liest noch einmal den Brief von Valerie, der vor seinen Augen verschwimmt und sich Sekunden später in einen anderen Brief verwandelt hat, in dem Tanners fristlose Kündigung ausgesprochen wird.

Im nächsten Bild sehen wir zwei Hände in Großaufnahme, die das Stäbchenorakel des I Ching ausführen.

Wenn diese Prozedur beendet ist, überblendet das Bild zu dem erläuternden Text des Hexagramms 23, und wir lesen folgende Zeilen: Er ist wie eine große Frucht, die noch nicht gegessen wurde... Keine Situation ist endgültig! Auch wenn du aus dem Gleichgewicht geworfen bist und dein Leben aus der Bahn geraten ist, werden sich neue Wege öffnen...

Verhalte dich dem Neuen gegenüber verantwortlich... Gründe nichts auf den Idealen der Vergangenheit. Du kannst in deinem eigenen Zusammenbruch ein Mittel finden, dich zu einem neuen Leben zu führen...

Tanner schloß die Augen und sah Valerie mit den geschmeidigen Bewegungen einer trainierten Sportlerin durch den Park von Nara laufen...

Es war fast Mitternacht, als Tanner das Café l'Etage verließ; die 23 Stufen hinunterging und in die stürmische Nacht hinaustrat. Er winkte einem Taxi und sagte kurz: „Hauptbahnhof!“ Während der Fahrt kam der Friede schwerer Erschöpfung über ihn, begleitet von einer Welle lebendiger Bilder, auf die weitere Wellen folgten, die langsam zu einer Flut anwuchsen, die geräuschlos in seinem Körper anstieg und aufging als strahlende Sonne, Sonne über einem Berg, Sonne / Ursprung / das Zeichen für Nippon. Die weiße Schneekuppe des Fujiyama entfaltete sich zum Mundschutz einer Krankenschwester, zerstob dann in Tausende feiner Kristalle, die zur perlmuttfarbenen Tuschezeichnung einer Forelle wurden, deren freigelegte Gräten zusammenschumpften und das Kanji-Zeichen für Forelle bildeten, das sich bald wieder auflöste im Fluß weiterströmender Zeichen & Symbole, die sich zu Bildern und Wörtern ergänzten und wieder zerfielen, eine Kette von Mayong-Steinen.

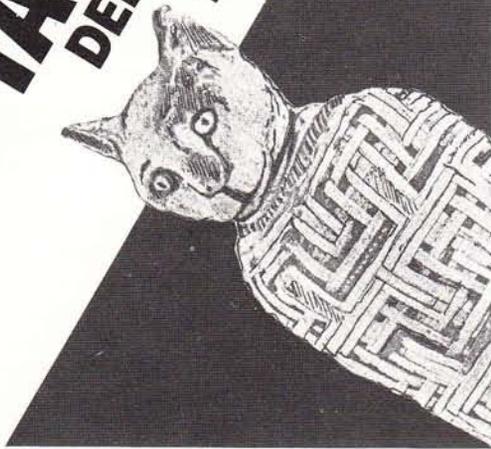
Fischerkinder, die Steine über das Wasser werfen, sich ausbreitende Wellen während der Flußeröffnung, wenn das Fangverbot für Forellen außer Kraft tritt.

Sonnen- und Schattenseiten von Blumen beim Orientierungsversuch in einem No-Spiel. Heimlich gezüchteter Ableger in einem Gewächshaus meiner Erinnerung. Rehe im Park von Nara. Leise Schritte nähern sich dem Zeichen für „verlorene Identität“. Das Knarren einer Diele wölbt sich in die tropische Zeit einer Teeplantage / Wir verlassen die Erinnerungen ohne Namen / Das Spiel des Herausschalens der silbernen Zeichen flackert im Aquarium, und nach 23 Schritten im Halbschatten des I Ching erkennen wir die geheime Ordnung hinter den Dingen / geahnte Nacktheit durch einen Seidenschleier / Sayonara und alle Frauen sehen wie dieses unbekannte Mädchen aus / Sätze aus der feierlichen Eröffnung der Dinge / Beim Schnellen Fallen der Blüten empfinden wir die Vergänglichkeit des Films... sprühende Neonschrift des Zeichens für „Forelle“ zerfließt und formt sich neu zum Bild einer Gräte / silberhelles Glockenläuten in der Sylvesternacht der Körper / blaue Hokusaiwelle vereint unsere Blumen-Tiere / tanzende Mädchen auf einem Papierschirm und die Eröffnung der Bilder läßt Geschichten in unserer Erinnerung wachsen...

Saké, der die Kirschblüten taumeln läßt / Bilder stürzen zusammen auf den Straßen des Erdbebens von 1923. Das Flüchtige einer wilden Begegnung in fröhlichen Farben, *ukiyo-e* nennen es die Japaner, flüchtiges, vergängliches Bild, frischer verführerischer Duft einer Dame in einem Kimono, auf dem Herbstblätter zu sehen sind / ein Windstoß weht Kirschblüten ins Fenster / nackte Gestalten hinter einem Papierschirm / ein koloriertes Gesicht in einem Teehaus / die fein ziselierten Gesichter des Bunraku, die sich verwandeln in die Lampions, Papierschlangen und Bambuszweige des Tanabata, des Sternenfestes / Blumensehen in fremden Sprachen / in Premierenstimmung die Art-Deco-Brüste der Geliebten nachformen / den nächsten Sprung wagen in die silberne Bewegung einer Forelle...

Diese Geschichte will Blumen am Leben erhalten oder zu neuem Leben erwecken.

GREGOR POTT DAS TAL DER KÖNIGE



„Suche Jungs zum Ficken. Bedingung, meine Frau will zu-sehn.“ Den Reißverschluss seiner C&A Hose hatte Kaz wieder hochgezogen. Hinter der wackligen Schrift auf den gelben Fliesen, gleich neben dem Papierspender, vermutete er einen Linkshänder. Er wollte sich da aber nicht festlegen. Noch rasch ein Blick in den Spiegel. Das Plätschern der Leitung. Vielleicht sollte er sich mal wieder die Haare waschen. Er gab sich auch eine Handvoll Wasser aufs Gesicht. Kaz sperrt seine Augen weit auf. Durchaus irgendwie bekannt dieses Gesicht. Doppelgänger? Sehr unwahrscheinlich. Es hatte ihn bestimmt niemand gesehen, als er das Hotel verließ. Die schnelle, stille Taxifahrt zum Bahnhof und *kein* Trinkgeld. Wenn man ihnen zu großzügig kommt, verstehen sie's noch als unsittlichen Antrag, dachte Kaz. Er ließ sich auf der rückwärtigen Seite absetzen, dort wo die Frachtgüter verladen werden. Er warf die drei Papiertücher in die Schüssel und betätigte ein zweites Mal die Spülung. Hätte er es vor dem Bahnhof machen sollen, zwischen den Rosenbüschen? Nein, die Witterung war kaum danach. Und außerdem, Kaz, wo bleibt dein Stil? Stil ist es, hatte Johnny Boy am Telefon gesagt, wenn du im Foyer des Louvre sitzt, mit der Zeitung im Sessel, und noch aus drei Metern Entfernung treffsicher ins feinste Blumenbouquet abgibst, dabei die Kontoauszüge der letzten sechs Monate an dir vorüberziehen läßt, und, falls möglich, noch die Zutaten zu dem chinesischen Nachtmahl memorierst, das Miller bei Madame Nin immer vorgesetzt kriegte.

„Hey, Johnny, was ist *los* mit dir?“

„Was ist *los* mit *dir*?“ schien alles zu sein, was ihm darauf einfiel.

Kaz drückte mit der Linken das Klappfenster zu. Der Fahrtwind ging ihm allmählich an die Nieren.

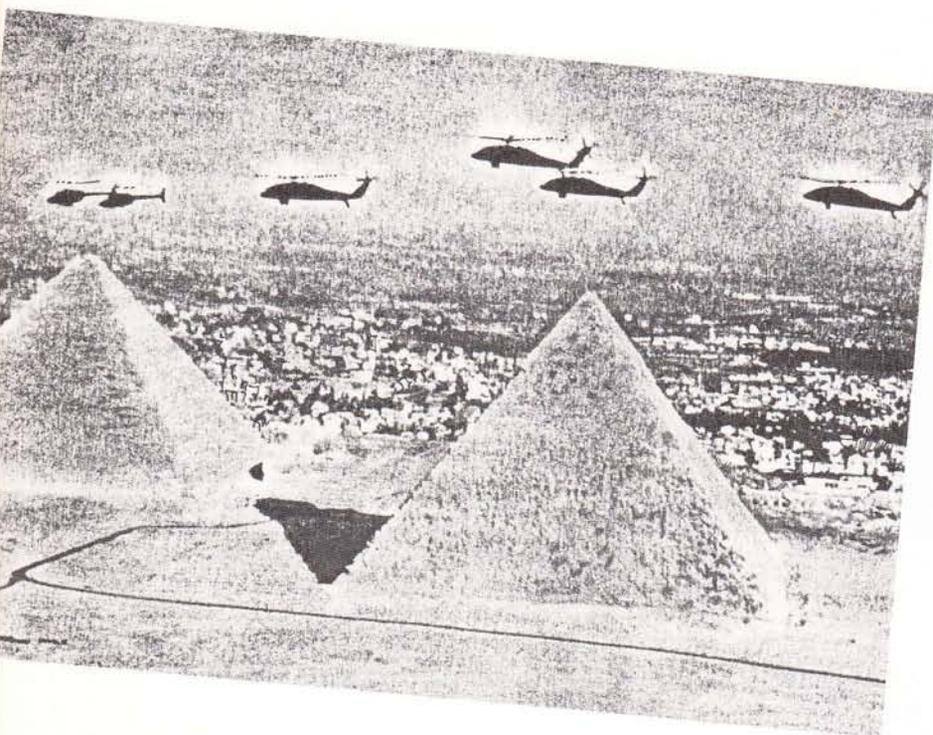
Reisender in Sachen Kultur, oder wie kam er sich hier vor? Immer irgendwie das gleiche, oder? Konzerte Vernisagen Interviews Ausstellungen. Diese kurzen Spritztouren quer durchs ganze Land, die schwachen Berührungspunkte mit den Resten einer sich an krankhafter Selbstüberschätzung verzehrender In-Clique, die ihm die Kröten für eine Jackentasche voll Drogen zuspülte, damit er sich dann im Hotelzimmer niederhocken konnte über die Maschine, um seinem Report den Hauch einer echten Überzeugung anzutun. Was ihn dann wieder der Kohle für eine weitere Ladung näherbringen sollte etc ...

Es war Garbo, die hier als erste ein klassisches Paradoxon witterte und mit einem Blick über seine verworrenen, übers Linoleum ausgebreiteten Notizen die *Lage*, wie sie es nannte, meistens gleich im Griff hatte, um dann mit einer routinierten Bewegung am Oberteil ihres Desiree den Soundtrack zu wechseln. Sich einfach hinlegen und zusehen, wohin das alles führen wird? *Meals on wheels* und ein Schwung netter Herrschaften, die in wehenden, weißen Kitteln den Korridor aufgestürmt kommen? Die Hauptrolle in einem Spot für ein unterkühltes Hirndeodorant und tägliche Besuche der nahen Verwandtschaft? Mann, da waren ihm flotte Bewegung und etwas frischer Wind um die Nase schon bedeutend lieber.

Er drehte das Schloß herum und trat auf den Gang hinaus. Das bestrickend falsche Französisch der Intercity-Durchsage. Das zweitletzte Abteil im Gang gehörte ihm. Kaz sah den banalen Lichtschein, der durch die zugezogenen Vorhänge drang. Fast so unaufdringlich wie der Hemdzipfel, der dem verschlafenen Portier am Morgen aus dem Hosenschlitz gehangen hatte, als Kaz den Zimmerschlüssel zurückgab und vorsichtshalber seine Post verlangte.

„Wieder nichts, hm? Angenehmen Tag auch.“

Kaz lehnte sich in die bescheidene Lederimitation der zweiten Klasse zurück und suchte nach einer Zigarette. Ein dünner Faden Rauch kroch auf die gefächerte Öffnung in der Abteiltür zu. Links und rechts die vertrauten grünen Streifen einer Landschaft, über die sich wie ein Netz spermatrüben Taus die Schleier einer Vergangenheit gelegt hatten, die Kaz für seine eigene hielt. Ein schwarzer Gummistiefel war im Morast steckengeblieben. Wer hatte den faustgroßen Stein geworfen, der vom matten Rot der Lokomotive abgeprallt war? Kaz sah sich als Zehnjähriger durch verregnete Straßen laufen. Kein Zweifel, seine Kennkarte hatte er im Hotel zurückgelassen. Der ganze Weg umsonst, von München hier rauf? Moment mal. In Hannover auf dem Schwarzmarkt ein Seidenstickerhemd erstanden? Und dann in der Bomstraße zu Hamburg noch schnell einen Kaffee im Stehen und Garbo, die ihm sagte, es sei bereits zu spät für ein Gespräch? Célines Flucht durch Deutschland nach Skandinavien schoß ihm durch den Kopf. In H. hatte er der Rotkreuzschwester ein paar Pillen herausgelotst. Die mußten bis Oslo reichen. In seiner Jackentasche der Anmelde-schein und auf der Rückseite die hastig verfaßten Notizen über den Eingriff bei diesem Peruaner, zu dem ihn die Boches gezwungen hatten, als er schon mit den Koffern auf der Straße stand und sich eine Selbstgedrehte zwischen die aufgesprungenen Lippen schob. Sein zerzaustes Gesicht auf dem Cover von *Rigodon*. „Vielleicht erklären Sie mir mal, wie man bei diesem Licht operieren soll? Kann ja nicht mal



Fortgeschrittene Imprints



den Dreck unter seinen eigenen Nägeln erkennen!" Der Schluck Cognac bevor Céline das Skalpell ansetzt. Die drei blauen Luftballons mit feinstem Kokane, die schließlich im Darm von Rodriguez gefunden werden. In seinen Resten hatte es noch gezuckt, als der Offizier den Kegel seiner Danemann wie prüfend übers Gewebe fahren ließ. Rotweinflecken auf dem Piaf-T-Shirt, das unter der geöffneten Uniformjacke zum Vorschein kam, nur sagten sie damals nicht T-Shirt dazu. „Immer noch die Littratur, Härr Dästusch?" Die blauen Lappen sollten wohl die müde Gesellschaft auf dem Obersalzberg noch mal in Schwung bringen. *Strictly Salon Kitty*, dachte Kaz, als er die Seite seines Journal umblättert.

Er fragte sich, weshalb sie das Zeug nicht gleich im Herstellerland belassen und die Maschinen ein paar Monate früher gestartet hatten, mit Bestimmungsort Lima Montevideo Rio de Janeiro. Kaum zu fassen, dieses bayrisch eingefärbte Portugiesisch, das sie sich dort hinter schwarzen Sonnenbril und importierten Steinkrügen zuraunzten. Das schlug selbst den Weaner Schlenker, den Garbo gewöhnlich ihrem gut gemeinten Schulenglisch beimengte, um Längen. In den Messehallen schwellen noch die Leichenteile, lieber Herr, und ich hetzte die Außenalster entlang, um meinen Termin mit dem Mann vom Film nicht zu verpassen.

„Ihre Hand ist so heiß, Madame.“

„Machen Sie deshalb Tränen darauf? Um sie zu *kühlen*?" Ihren unterkühlten Salonton hatte Garbo auch schon überzeugender gebracht, dachte Kaz, als ihm dämmerte, daß die gängige Ich-verehre-neben-Ihrem-Körper-durchaus-auch-Ihre-Kunst-Masche ein für alle Mal abgeschmettert war bei ihr. Später las Kaz in ihrem Tagebuch, das eine kleine Presse mit Wiener Anschrift als Privatdruck unter die Leute brachte: „Das Faible für die französische Literatur, mit dem K.

beileibe nicht hinter dem Berg hielt, hatte ich gleich als jungshaftern Trick erkannt. Frauen spüren so etwas ja. Nun, an Männern herrschte nicht eben ein Überangebot. Wir waren ja von oben bis unten ausgebombt, wenn man so will. Und die Stellung als Krankenschwester beim Roten Kreuz? Ich mag kaum daran denken. Aber daß es in diesen Zeiten noch jemanden gab, jung zudem, der sich ausgerechnet für den Film interessierte, das hat mich damals *schon* angenehm überrascht. Natürlich dachte ich gleich an Käutner, als Kaz mich um eine ‚Adresse‘ bat.“

Kaz war inzwischen eingenickt in seinem Sitz und zupfte mit Daumen und Zeigefinger sein Hosenbein zurecht. Er wischte sich ein unwillkürliches Schmunzeln aus dem Gesicht und befühlte die Ausbeulung in seinem Jackett. Garbo mischte also weiter mit? Ganz berückende Töne, dachte Kaz, vor allem, wenn man bedenkt, daß sie einst fein säuberlich den Namen Eva-Maria Horstmann auf ihr Biologieheft notiert hatte. Er streckt die Beine aus und versucht sich an einem Traum, in dem Eva Garbo die Rolle einer Stewardess der Céline Airways mimen sollte. Später würde sie ihren berühmten Satz über die Beiläufigkeit, mit der hierzulande junge Herzen gebrochen werden, verlauten lassen. Später würde sie ihm ein Glas Orangensaft in den Schritt gießen, nur um zu sehen, welchen Geschmack der Farbton Blau bei Nachtbeleuchtung hat. Diese schmatzenden Geräusche da zwei Sitze von ihm entfernt? Kaz schreckt hoch und verbrennt sich mit der Zigarette den Ärmel. Er hätte schwören können, ganz in der Nähe würde ganz maßlos... geliebt werden. Er fragte sich, was aus seiner Kennkarte geworden sein mochte. Ob es dieses Hotel in München tatsächlich gab? Und war er am Morgen tatsächlich aufgewacht? Die Kanone unter dem Kopfkissen, aber hier war kein Kopfkissen, hier gabs nicht mal die nackten Sprungfedern, an

denen man sich hätte festhalten können. Zeit für die Johnny O'Clock Show, sagte sich Kaz. Er rappelte sich auf, schaltete das Licht ab und verdrückte sich in den Speisewagen.

„Ob sich das mit Orangensaft verträgt?“ zweifelte der Mann an der Bar. Kaz nahm den Blick von der Lederjacke seines Gegenübers und sagte zu dem Gemisch in seinem Glas: „Es gibt gewisse Dinge, die sich *nicht* vertragen.“ Johnny kam ihm in den Sinn. Mußte inzwischen zurückgekehrt sein und hockte wohl schon über den Fotos, die beim kurzen Trip zu den Pyramiden von Giza abgefallen waren. Er war mit einem zweiten Mann gereist. Dr. Manzarek, der stets einen goldenen Aaskäfer am Revers trug. Dieser hatte die Wächter bestochen, sie ein paar Stunden lang in den geräumigen Kammern ungestört zu lassen. Sie hatten den einbalsamierten Körpern grüne Gummimasken übergestreift, ein paar mitgebrachte Schlangen tummelten sich auf dem Boden. Hatten ihre Videomaschine installiert und dem Sommerkurs einer in Kairo ansässigen amerikanischen Ballettschule freien Eintritt gewährt. „Zumindest wirds... ausgefallen“, hatte J. am Stachus noch in seiner ansprechenden, wortkargen Art gesagt. Knapper Handshake und weg war er.

Im Wüstensand wartet aufgetankt eine Maschine der Céline Air. Feine glitzernde Spuren auf der Brille des Piloten. Leider war Kätner nie mehr dazu gekommen, sein *Tal der Könige* abzdrehen. Johnny Boy hält sich die Nase zu und blättert mit der freien Hand im Skript. Durchs Halbdunkel blitzen die weiten weißen Hosen des englischen Forschers. Streifen unmerklich den bröckligen Kalksandstein. Bei den aufgefundenen Schriften handelt es sich um Opfertexte, Zaubersprüche, Götterhymnen, Sprüche über die Himmelfahrt des Königs, seinen Verkehr mit den Göttern und seine Herrschaft im Jenseits. Sechzehn Stufen sollten es sein? Es war der 17. Februar 1923 gewesen. Howard Carter und seine Crew waren jetzt soweit, daß sie die Tür zur Begräbniskammer aufbrechen konnten. Die Vorkammer durch eine Anzahl tragbarer Handlampen illuminiert wie ein mittelalterlicher Ballsaal. Nur mit dem Interieur ist nicht ganz so gut wie bestellt bei Hofe, oder? Eine Batterie schwarzer Trikots hübsch aufgereiht auf einem festgespannten Seil, das sich durch den Raum zog. Ist es der Schweiß oder die Rhythmen vom Band, die einem hier die Luft abschnüren. Der Truck mit den Getränken aus Heliopolis mußte jeden Moment eintreffen. Weiche Schatten zeichnen sich ab da oben an der Decke. Der Intercity schiebt sich mit einem schrillen Pfeifton in die Öffnung eines Tunnels. Kaz rutscht der Kopf auf die Theke. Es gibt Dinge, die sich nicht vertragen? Ein kopulierender Insekten-schwarm, der den Lärm von ein bis zwei Baukränen losläßt. *Louis was never like this*, raunzt Johnny und bemüht sich, den Ton noch eine Spur schärfer reinzukriegen.

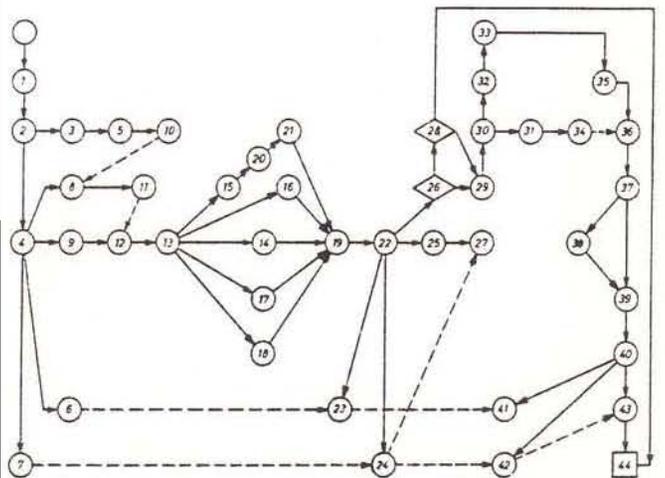
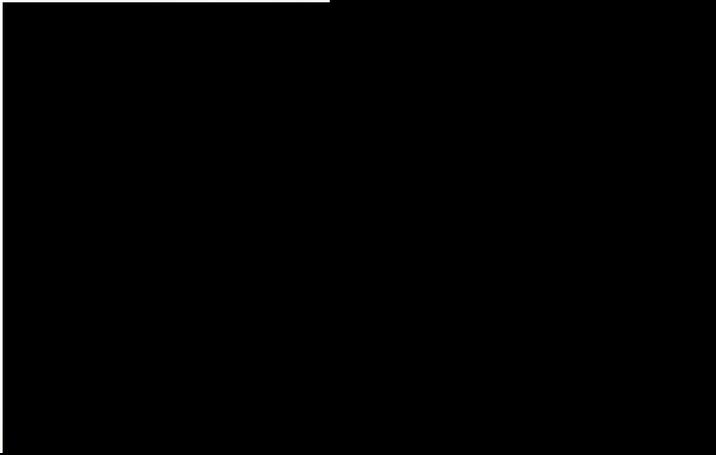
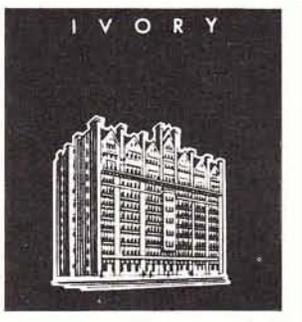
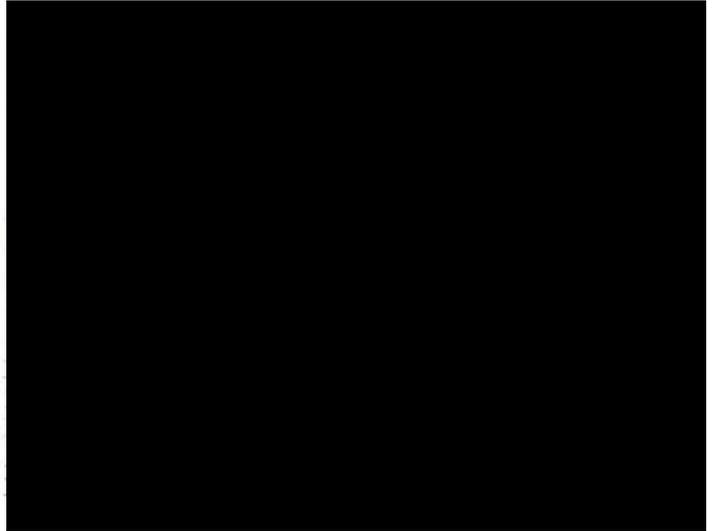
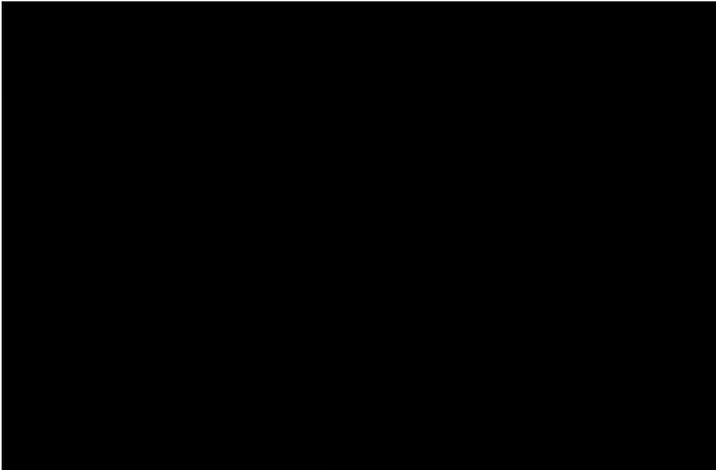
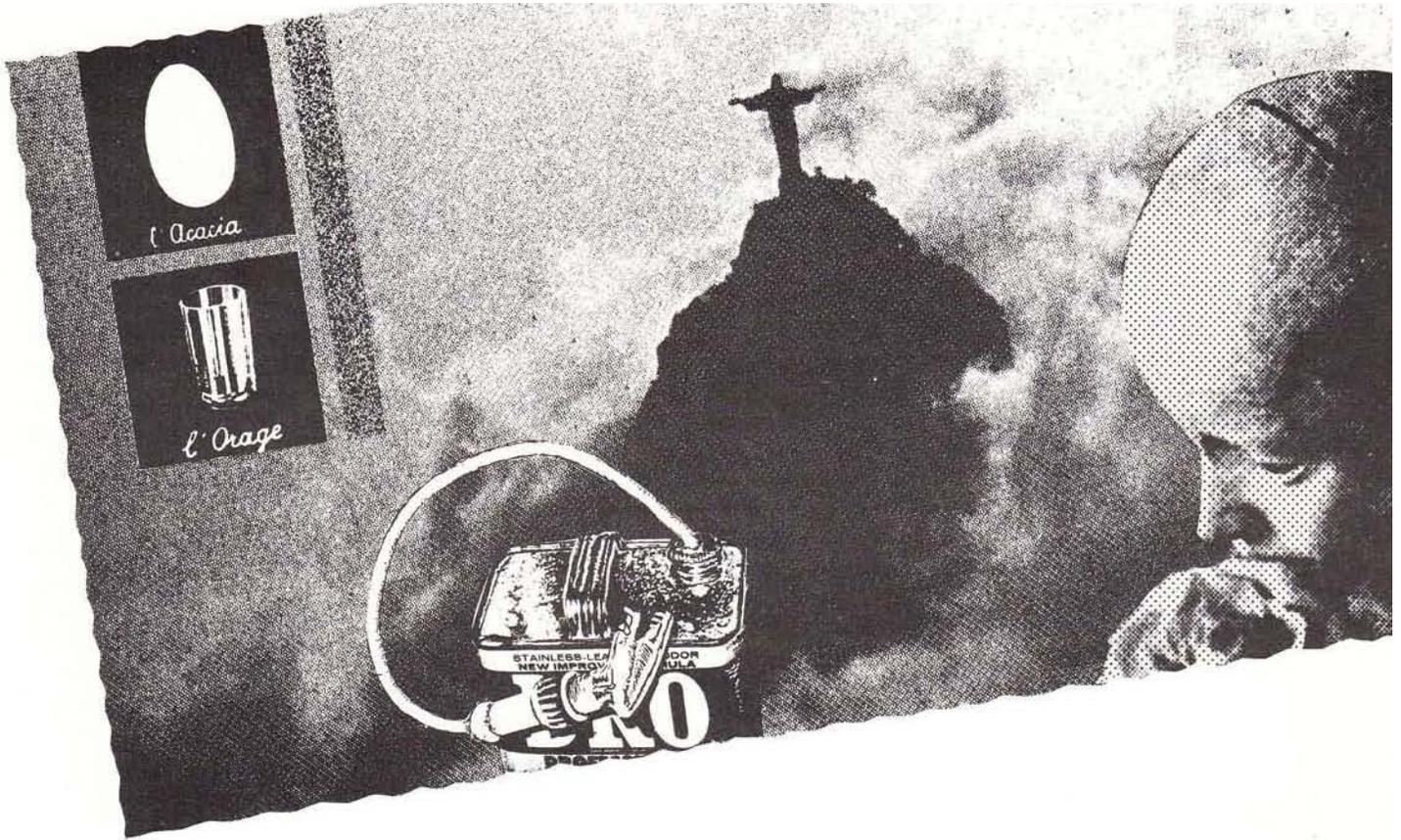
Eine Gruppe Ballettschülerinnen steht im Halbkreis vor einer Leinwand, auf der eine ausgefaltete Pergamentrolle zu sehen ist, und intoniert unter der Leitung von Manzarek den abgebildeten, fremdländischen Opfertext. Schatten des Babylon Express schweben herein. *Zahlen*, sagt Kaz. Eine Handvoll Münzen rollt den Gang hinab, an dessen Ende ein kleines rotes Licht brennt. Manzarek verschwindet im Waschraum. Befühlt seine geschwollene Zunge, die ihm wie die aufgeplatzte Haut einer über dem Feuer gerösteten Schlange aus dem Mund hängt. Der Spiegel bricht. Eins der Mädchen nimmt eine Schlange vom Boden auf. Es ist von der Hüfte abwärts nackt. Sie wirft ihr geflochtenes Haar zurück, macht ein paar vorsichtige Schritte und wirbelt das

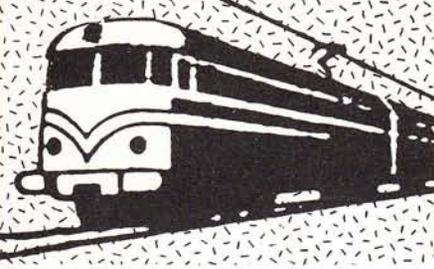
seilähnliche Tier wie ein Lasso um ihren Kopf. „Ich hab Licht in Ihrem Abteil gesehen.“ Kaz bemerkt die abgebrochene Pfeilspitze, grün schimmernd, die Manzarek soeben in einem schwarzen Etui deponiert. Die rhythmischen Bewegungen des Mädchens. Ein Tanz, den sie unmöglich auf der Ballettschule gelernt haben kann. Grelle Blitze, die um ihre rotierenden Hüften spielen. Das leicht schleifende Geräusch ihrer bloßen Füße auf dem weißen Boden. Sie versucht, mit der Schlange den Ansturm der Insekten abzuwehren. Der zweite Mann, der Kätners Schnauzbart trägt, bedient einen Hebel auf seiner Tastatur und die ungestümen Biester fallen eins nach dem andern aus der Luft, wie ein satter Regen geflügelten Konfettis, der sich unter den Rheinbrücken mit Evas Sprechblasen vermischt hatte. Ein paar von den Insekten rappeln sich noch einmal auf, bewegen sich in irrwitzigen Drehbewegungen die Beine des Mädchens hinauf, um an ihrem Knie kurz zu verweilen und zur unruhig gewordenen Möse raufzuschließen, dann aber vollends den Geist aufzugeben und sich bereitwillig fallen zu lassen. Eine Handvoll welker Blätter, die Kaz zwischen den Rosenbüschen aufgesammelt und für die etwas freizügigeren Szenen in Evas abgedunkeltem Apartment aufgespart hatte. „Nein danke, ich rauche nicht“, hörte er die Stimme von Manzarek, der sich in Kaz' Sitz breitgemacht hatte und die Leder-schatulle in seiner Tragetasche verstaute. „Ganz richtig, Afghanistan. Gute Arbeit, nicht wahr.“ Er zeigte Fotos herum, auf denen die Statue des Tutenchamun in grünem Froschmannanzug zu sehen war. Daneben Carter mit Garbo, die ihm etwas ins Ohr flüsterte. Er dürfte von der Piaf noch nie etwas gehört haben, kam es Kaz. Von Regen nun wirklich keine Spur. Immer mußten sie Fotos machen. Biographie in Bildern? Warum nicht. Bilder die schließlich im Gedächtnis hängen blieben, wie die Zahnbürste, die auf einem scharf gestochenen Schwarzweiß noch aus Garbos Arschfalte hervorlugte. Ihre Hände hielten den rotflammenden Haarschopf oben, um den Blick auf das Muttermal unterhalb ihrer rechten Schulter zu lenken. Bilder, die Kaz ab und an zu Geld machte. Hier eine Postkartenserie, dort eine Mappe in limitierter Auflage, da ein bebildertes Dossier über die Mächenschaften der Rorschach Nyltest AG, deren Devise es war, ihre Zuträger und Bilderfälscher nicht nur in Moneten aus-zuzahlen, sondern auch großzügig mit Mädchen abzufinden. Mister Carter hatte in mühevoller Kleinarbeit einen umfangreichen Katalog zusammengestellt. Nichts von der Sorte Rohrverstopfungs-Sofortdienst. Hier mußte schon ein wenig Stil her. Mindestens soviele Stil, daß sich auch der Lektor der öffentlichen Bibliothek um ein Exemplar bemühen würde. Das ganze brachte Kaz dann gewöhnlich bei einem dieser allzu modernen Magazine unter, die sich derartiges ganz gern als Starhilfe in Petto hielten. War ja schließlich nicht immer das aktuellste Interview mit den amerikanischen Literatrunkenbolden zur freien Verfügung. Kaz konnte sowas nur recht sein. Vielleicht würde ihm das ja Hotelaufenthalt und Reisekosten finanzieren. Der Zug hielt in Altona. Der Intercity aus München würde mit Verspätung eintreffen, meldete sich die Bahnhofsdurchsage. Garbo würde in der Dankertstraße auf Kaz warten. Er bestellte sich einen Kaffee und eine Zeitung. Er achtete nicht auf die Menschenschwärme, die an ihm vorbeischieben. Im Reiseteil fand er einen Artikel über den Fremdenverkehr in der Provinz Giza. Ein gewisser Kätner hatte ihn geschrieben. „Wirklich. Nicht schlecht der Kaffee.“ Die Stimme am Nebentisch gehörte zu einem Mann, der aussah wie Gaddhafi.

P O C I A O C H E L S E A H O T E L

Auf Wunsch der Autorin wurde dieser Text für die Online-Publikation eingeschwärzt.







LUZI RAGETH

DON-DON

Ich sitze im fahrenden Zug, ein leichtes Vibrieren, das rhythmische Tlak-Tlak-Tlak wenn der Zug über die Schwellen schlägt, dieses unverkennbare Pfeifen und Rauschen, das in den Tunnels und bei offenem Fenster unerträglich wird.

Meistens habe ich Glück und erwische einen Fensterplatz, möglichst in Fahrtrichtung. Der Sitz gegenüber auch frei. Ich halte einen Fuß auf dem kleinen Sims der Heizung und lehne mich zurück oder beuge mich über das auf dem Eßtablett aufgeschlagene Buch. Neben mir ein paar Eßwaren, Coladosen, Sandwiches, etc. Somit wäre die eine Hälfte des Sechserabteils belegt, die zweite bleibt dann auch meistens frei. Kommt es vor, daß andere Fahrgäste zusteigen, treibe ich meine Trägheit im Platzfreigeben bis zur Grenze der Unhöflichkeit. Das erspart mir die so verhaßten Reisebekanntschaften, denn auf Zugreisen gehe ich am liebsten alleine und möchte das dann auch bleiben. Es ist ein betörendes Gefühl, gebunden an diese Tonnen durch die sich stetig verändernde Landschaft zu jagen. Von Zeit zu Zeit hinaussehend, und wenn es dunkel ist, im Schwarz die fernen Lichter suchen und dabei immer das eigene Gesicht vor sich zu haben, das sich in der Scheibe spiegelt.

In solchen Momenten gibt es keine Einsamkeit. Ich fühle mich wohl, ja sogar geborgen. Ein Gefühl, das sich noch verstärkt, wenn der Regen an die Fenster schlägt. Immer wieder mache ich den Fehler, mich im Speisewagen vom schlechten Essen und miesen Bedienungspersonal bis zur Magenübersäuerung aufregen zu lassen. Später nehme ich mir dann immer vor, in Zukunft die Nerven zu behalten. Vielleicht ist es die Erinnerung an eine schöne Fahrt in einem alten mit grünem Samt ausgelegten Speisewagen der rhätischen Bahn (St. Moritz – Chur), während der ich nach der Aufregung ein beruhigendes Gespräch mit einem Freund geführt habe. Seither renne ich jedesmal, wenn ich dem Pfeil mit gekreuztem Eßbesteck nachgehe, dieser Erinnerung hinterher...

Meistens genügt schon ein längerer Aufenthalt in der Waschkabine neben der Toilette. Rasieren, Pickel ausdrücken, verwachsene Haare mit der Pinzette aus der rot entzündeten Haut ziehen. Dann die Haut mit After Shave und Toilettenwasser abreiben. Zähneputzen, den Mund mit einem Schluck Cola spülen.

Bei der Rückkehr ins Abteil belustigen sich die anderen Reisenden über meinen leicht penetranten Geruch. Ich mag sie wirklich nicht, ihr Kichern, ihr Naserümpfen. Gerade im Zug sitzen wir alle im gleichen Boot. Und gerade da sind wir nicht alle gleich.

Vom Gang aus rein ins fliegende Arbeitszimmer, Schiebetür zu und wieder an mein Buch, denn Schreiben ist Lesen im fahrenden Zug.

Die Landschaften, „Fahrkarten bitte!“, die Bahnhöfe, Gesichter der Reisenden, die gedankliche Verschnaufpause bei der Durchfahrt durch kurze Tunnels, alles fließt zwischen die Zeilen und zieht sie wie klebriges Plastik auf den Fußboden hinunter, von wo ich erschreckt durch ein undefinierbares entferntes Geräusch, das kilometerweit weg ist und sich nichts und niemandem zuordnen läßt, aufblicke und das leere Kopfpolster des Nachbarsitzes sehe, das mich anstarrt.

Anfangen haben die Bahnreisen vor einem Jahr. Ein Monat, Deutsche Bundesbahn, hundertachtundneunzig Mark. Ich war bis dahin noch nie in der BRD gewesen und wenn, dann nur so unbewußt wie die kleinen Kinder an der Hand ihrer größeren Geschwister oder Eltern. Michel, bayerischer Quadratschädel, einsdreiundfünfzig und „nichts ist vorbei was nicht schneller ist als wir“ – und ich pendelten einen Monat lang zwischen Hamburg, Düsseldorf und Köln rauf und runter. (Die folgenden Aufzeichnungen stammen aus dieser Zeit.)

Die Stille

3.10.80 – 3.11.80

Unter der Eisenbahnbrücke war sie eben noch da. Jetzt dieses Dröhnen und Donnern. Herzklopfen. Beklemmung. Ihr zartrosa Fleisch in Köln. Der strotzende Dom und die wispernden Besucher. Wölfchen schläft. Rheintouristik. Das Schiff dreht sich, dreißig Minuten sind um. Gefaltete Hände, die Haare nach hinten, Hüte, Sonnenbrillen. Eine lärmende Schulklasse und trotzdem: Stille, innere Ruhe. Ich bin einfach da. Es fehlt fast jeder Antrieb. Der Sturm kann warten.

Später das Essen. Im Hintergrund für alle beruhigend die sechziger Jahre, immer wieder in die Sinne eingeschleuste Stille, Ruhe, Zufriedenheit. Keine Sorgen.

Stille, als wäre man Frührentner mit leerem Blick in die Zukunft, die trotz allem voller Wünsche ist.

Bezahlbare Wünsche, die schnell erledigt werden. Und das Gehirn immer mit Bier bei der Stange halten. Wir wollen schließlich überleben?

Gehen? Na dann eben noch nicht.

Michel will seine Zigarette fertigräuchen.

Mir graut vor München. Das Rauschen des Waldes im „Blow-up“ in den Ohren. Schauer bei der Erinnerung an das Donnern unter der Eisenbahnbrücke beim Gedanken an München.

A Ruah ist jetzt.

Dieses Mädchen in Köln, eine Vibration die stimmte, nur vier Stunden lang. Stille. Fieber und Ruhe im Seidenglanz ihrer Augen und um den spitzen Mund herum. Die zarten Finger. Die Wärme ihrer Haut. Die schmale Hüfte, der warme Bauch. Stille. Michels Münchner Spruch aus dem Nebenzimmer und ich spritze grade ab. Stille um mich herum.

Die Suppe war kalt.

Ich habe nichts, um den Pfeffer mit dem Tomatensaft zu mischen. Ich bin hungrig und mir ist zum Kotzen. Endlich wieder in Hamburg. Das Essen war gut. Ich bestelle noch einen Espresso. Es ist nicht Trauer um sie, sondern nur, daß so etwas überhaupt möglich ist. Da quatschen sie schon wieder über Geld. Nur billige Sorgen. Glück umschmiert mich hier in Deutschland. Alles wird zur Erfahrung. Ich bin niemandem böse. Es ist vorbei. In der Erinnerung das gute Gefühl, von dem ich hoffe, daß es wiederkommen wird.

Die Stille fehlt, weil der Alkohol fehlt, aber sie ist bereit zu kommen, wenn die Gedanken sich von Pernod und Bier weg entfernen.

Der Espresso kommt. Kellner wirken idiotisch, wenn sie dienen und trotzdem ihre Würde behalten wollen.

Wie ich von ihr wegging. Kafka hatte recht mit dem Schluß vom Urteil. ...in dem Moment ging ein geradezu unendlicher Verkehrsstrom über die Brücke.

Es war 3 Uhr 30 und ich wollte nach Hamburg. Ich kann da nicht zurück und ich will auch nicht. Mir wird schlecht dabei. Montag abend. Dieses häßliche Sonntag-schon-fast-Montag-Gefühl.

Mürbe gerittenes Fleisch. Gedanken zu Adlern zu Unglück zu Friedenstauben zu Heimkehren zu Dableiben zu Sein zu Stille. Aufgetischt und Niedergeschlagen. Einmal werde ich schreiben: Mädchen, wo rennen wir denn hin. Dafür leben wir nicht.

Banalität zu Socken zerpfückt und ein verdauender Magen, lange ersehntes Wohlsein. Eine stolze Häßlichkeit. Kalt ist es draußen. Ich freue mich auf ein zeitlich noch nicht festgelegtes Bad. Meine kalten Füße.

Die Gedanken. Ein Zug fährt ja nicht eigentlich, er rollt. Von Bahnhof zu Bahnhof, und nichts nervt so wie ein Halt auf freier Strecke. Je mehr ich fuhr, desto öfter sah ich mich in der gleichen Situation unter gleichen Bedingungen wie früher schon einmal.

Die Leute im Innern, die Landschaft draußen. Worte als kämen sie in beliebiger Reihenfolge gemischt mit anderen Geräuschen. Meine Situation im Zusammenhang mit dem Typ aus der Mini-Bar. Wie sehe ich aus, wenn Leute mich ansprechen? Die Anzahl der von mir belegten Plätze in Bezug auf die Uhrzeit, Jahreszeit, Zeit überhaupt?

Sitznummern zu den zurückgelegten Strecken. Die Wär-

me des Abteils und die Laufruhe des Wagens. Mein Befinden im Verhältnis zum Geruch des Abteils...

Das Buch, das ich lese, in seiner Beziehung zur Farbe der Gegend, durch die wir fahren. Die der Schaffner zu meinen Freunden. Die Gesichter, Körper, Gliedmaßen der anderen. Mein Gesicht, meine Beine, meine Hände.

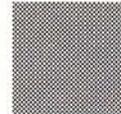
Ich versuchte aus diesen immer wieder auftretenden Umständen etwas für mich herauszufiltrieren. Ich suchte nach einem Grund. Mein Verlangen nach Zusammenhängen trieb mich an. Zugfahren als Suche und als Flucht, als ständiges In-Bewegung-Sein. Als Steigerung und als Dämpfung.

Mit jedem Kilometer zurückgelegter Schienenstrecke glaube ich die Totalität eines doch anfangs unverbindlichen und einfachen Vorgangs wie Zugfahren zu spüren. Ich wage es nicht mehr, diesen Zustand, diese Tätigkeit anderen unterzuordnen.

Spinoza sagte in Bezug auf die Tugend, daß sie nicht zur Erreichung des Glücks notwendig ist, sondern selbst das Glück ist.

Zugfahren ist keine Metapher!

JÜRGEN SCHNITZLER



DUNKLER ALS BLAU



In einem Fernzug, der fast leer vom Hauptbahnhof zur Endstation Altona fuhr, fand Rabe zwischen den Polstern eines Erster-Klasse-Abteils 20 Mark und zwei Karten für ein Boxturnier in der Ernst-Merck-Halle. Als er dort ankam, buhte das Publikum gerade zwei Boxer aus, die nur noch aneinandergelehnt und mit baumelnden Armen im Ring stehen konnten.

In einem der unterirdischen Klos fand Rabe einen Mann vom persischen Typ, der wie schlafend dasaß, eine leere Spritze im Arm. In dem Kofferradio, das zwischen seinen Beinen auf dem Boden stand, sang halb ertrunken in diffusen Geräuschen eine Sängerin Oper. Rabe filzte das dunkelblaue Jackett, das an der Tür hing, und fand ein Päckchen mit Heroin, einen italienischen Paß, 200 Mark, ein Schlüsselbund und eine Rückfahrkarte Milano-Amburgo.

In dem Nachtzug, der nach Italien fuhr, benutzte er die Spritze des Persers, spritzte dann etwas Blut über die Klotür und schrieb darunter: „Ich bin stärker als Krankheit und Tod“.

Dann fand er sich lachhaft und träumte im bläulichen Nachtlicht seines Abteils von einem Tod in einem Hühnerstall am windigen Stadtrand von Addis Abeba.

Im Bahnhof von Mailand unter den unmenschlich hohen Säulen im klassischen Stil kam er sich klein und verloren vor, wäre am liebsten wieder nach Hause gefahren, aber es fuhr kein Zug mehr. Der Nachtportier eines Hotels am Bahnhofsvorplatz taxierte ihn gleichgültig von oben bis unten – schwarze Lederjacke, Jeans und hellbraune Halbstiefel – und gab ihm ein Zimmer.

Zum Frühstück saß Rabe in einer Halle unter schwarzverschnörkelten Säulen, weichte im Tee süße Kekse ein und zerdrückte sie mit der Zunge unterm Gaumen.

Als eine Gruppe von älteren Amerikanerinnen hereinkam, nutzte er die Gelegenheit, unbemerkt am Portier vorbei auf die Straße zu kommen.

Draußen nahm ihn ein Taxi auf. Aus dem Radio quoll eine pompöse Opernmusik, in der er sich aufgehen ließ. In den Kurven drückte die Fliehkraft ihn weich an die Tür, bis er sich vorstellte, daß sie nachgab und aufging und er durch ärmliche Nebenstraßen ins Nichts eines flachen Landes flog.

Ein Hochhaus am Stadtrand war die Adresse des Persers. Nicht das, was Rabe sich ausgemalt hatte: Eine schäbige Villa, ein Eckzimmer im obersten Stock, vier Fensterkreuze in Blau und eine Matratze, ein Radio daneben, in dem eine Stimme „C'est une poupée qui fait non“ singen würde; eine Puppe, die nein sagt.

Auf der Rückfahrt lag Rabe allein in einem Liegewagenabteil und schlief. Einmal wachte er schweißnaß und durstig auf und ging in den Speisewagen, wo auf den Tischen Kerzen im Sonnenlicht brannten. Er sah niemand an und schrieb: „Ich gehe mit kleinen steifen Schritten, und in zehn Jahren werde ich vielleicht tot sein.“

In Hamburg besuchte er wieder Anita, nahm ihr, während sie Essen kochte, 800 Mark aus dem Nähkasten und schlich sich aus ihrer Wohnung.

Draußen nahm er ein Taxi und ließ sich zum Flughafen bringen, um sich nach Istanbul fliegen zu lassen. Wie leicht alles ging!

Im Flugzeug schlief er wieder. Einmal wachte er auf und glaubte, im Traum ein Mädchen geworden zu sein, das blond, faul und verstohlen war, Dodo, so ließ er sich über die Erde tragen.

In Istanbul, wo er zehn Tage in einem armseligen Hotel an der Blauen Moschee wohnte, wurde er immer schwächer und schwerer, bis er nur noch Milch und Opium trank und sein Urin fast schwarz war, dann flog er nach Hamburg zurück und ließ sich ins Krankenhaus bringen.



Udo Breger

Der Trend: Alles vergessen. Gesprächspartner auf der ganzen Welt werfen sich ein Weiß-ich-nicht nach dem andern zu und beschränken sich aufs Atmen. Soundtrack zum Schuß ins eigene System: Kirchenglocken donnern das Wochenende in die Stadt.

Navigare necesse est... Und heißt Leben, hat man seine Sinne auf das Wahrnehmen des schlanken Augenblicks Gegenwart gerichtet. Motto stammt aus einer Zeit, als es auf diesem Planeten noch was zum Entdecken gab. Long... long time ago. Heute más o menos auf den Kick Bewegung reduziert. Man lehnt sich auf den Sitz zurück, für den man bezahlt hat, entspannt und läßt es laufen. Die Spur, die sonst in vorge-schobener Stellung Bewegung simuliert, ist frei. Zum Beispiel zum Träumen. Schließ die Augen und hör zu wie das Ringen mit der Schwerkraft deine Antennen zittern läßt. Der Adrenalinspiegel steigt.

Lege den Hörer auf und beginne, in der Wohnung auf und ab zu laufen. Setze einen Kaffee an und drehe abgenutzte Telefonnummern zum Rauchen zusammen. Im Laufe der Zeit ein Ziel nach dem anderen abgehakt, bis es keine an-

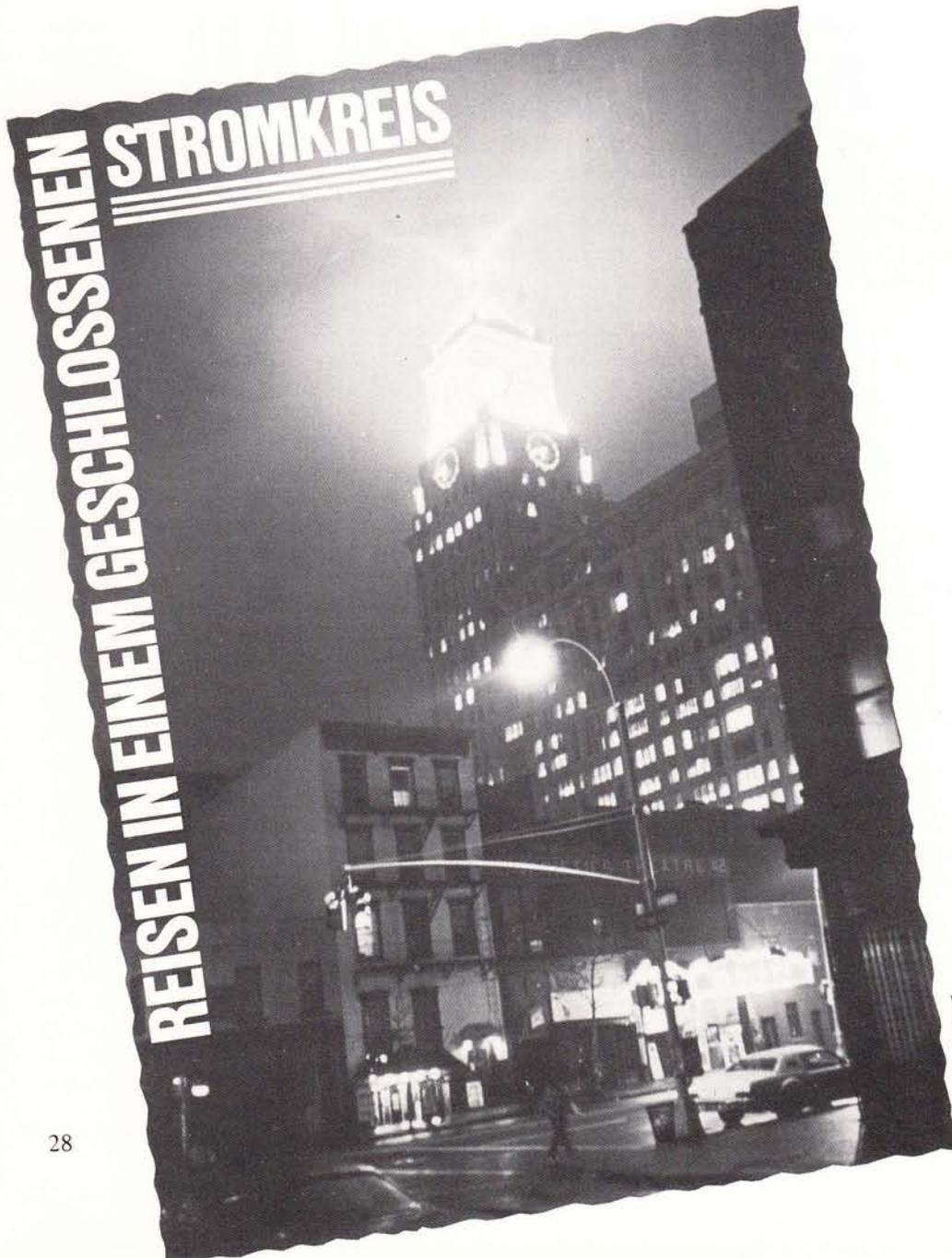


Foto: Udo Breger

visierbaren Ziele mehr gibt. Dann nicke ich ein. Es ist bitterkalt. Minus 23 Grad Celsius. Gefrierpunkt der Seele.

Bill und Rick stehen um eine grüne Plastiktonne, die über einem offenen Feuer steht. In der Tonne brodelte es. Klirrender Wintertag. Rick schließt die Arme eng über die Brust und schlägt sich mit flachen Händen auf die Schulterblätter. Bill steht in Hemdsärmeln und Weste da und die Kälte scheint ihm nichts auszumachen. Er hebt den Deckel und rührt mit einem langen Holzlöffel in der trüben Brühe. Rick zieht seinen grünen Wollschal fester um den Hals und sagt, „Das ist ja Menschenfleisch“. Die Ampeln an der Ecke Bowers und Houston springen auf Grün. Die Autos preschen davon.

Was die Seefahrer taten, die Monate und Jahre diesem Kick ausgesetzt waren, was sie sich einfallen ließen, den Spiegel zu balancieren, weiß ich nicht. Wann immer sie an Land gingen, Sex. Klar. Und unterwegs? Brion meint, die Jungs aus Cadix hätten, wenn sie am Feierabend miteinander tanzten, im Geschiebe auf schwankenden Planken so ganz nebenbei den Tango erfunden. Oder Edward, der stocksteif behauptet, Seeleute hätten sich, vor der Erfindung der „Seemannsbräute“ aus Gummi und Rosshaar, Legehennen gehalten. Ein geschlossenes System: Morgens Eier, abends... („Wo steckt'n Johnny?“ fragt der Obermaat in die Messe. Stummes Kartenspiel. Tabaksqualm. Der neben ihm sitzende Mann spuckt aus und grinst, „Der ist grad mit seiner Gackerbraut hier durch... muß wohl mal wieder Maß nehmen.“) Und dann kommt man wieder nach Hause und merkt wie jede neue Reise einen mehr und mehr isoliert. Holy chick...

Das Zimmer ist verdunkelt, die einzige Beleuchtung eine rote Lampe, die die Schlangengrube wärmt und alles in ein rosa Licht taucht. Sie häutet sich gerade, erklärt Lydia, stutzt die Python mit dem Finger an. Die Schlange zischt. Da kann ich sie nicht herausnehmen, sagt sie, und – Hätten Sie das anders gemacht? als das Telefon läutet. Katzen und Kaninchen laufen durch die Wohnung, höre ich sie sagen, alle Leichen können mühelos identifiziert werden. Und Tränen wollen nicht kommen. Angst konzentriert auf eine winzige Kapsel. Beißt man in unbedachtem Moment mal drauf... dann gute Nacht, ihr Fische...

Schweregebremstes Schweizerdeutsch treibt Karl, der es versteht, aber nicht sprechen will, aus dem kühlen Innenhof des Hotel Flamingo, Merida, Yucatán. Entgegen dem silbernen Gesetz von Siesta und Langsamatmen. Fast 32 Grad Celsius im Schatten. Bei nur acht Metern über dem Meeresspiegel, feucht und schwer. Die stadtausführende linke Seite des Paseo de Montejo ist spärlicher baumbestanden. Schweiß rinnt den Nacken hinab. Die Straßen menschenleer. Weiße Wolkentürme am Horizont wie Kommas in bedeutungslosen Sätzen. Schwärme von schwarzgefiederten Geiern ziehen schleppend hohe Kreise. Kolonialer Glanz blättert von Villen ab, die hier und da einen grellgestrichenen Restaurantanbau bis ans Trottoir ausstrecken. Neureiche Yucatecos übernehmen Aufdringlichkeiten im Stil der Gringos.

Auf den Stufen einer Bäckerei hockt ein Mann und starrt in dunkelblaue Tiefen des Himmels. Winkt Karl mit idiotischem Gesichtsausdruck und sabbernder Stimme ein ¡Hola! zu. (Noch ein loco.)

Im Torta-Restaurant dröhnen Deckenventilatoren wie heißgelaufene Propellermotoren und fegen weiße Papierservietten von blitzblanken Coca-Cola-Tischen. Ein Glas Horchata, milchig-süß und eiskalt. Ein junger Indio wischt den gekachelten Boden mit gleichmütigen Bewegungen. Sein

Lächeln, spärlich und dünn. Es geht auf vier. Das Leben wird ruckartig ein paar Gänge höhergeschaltet, die Frequenz die-selbrennender Busse nimmt zu. Ein Schwarm junger Mädchen flattert schwarzhäutig herein und hebt wieder ab.

Karl kehrt ins Hotel zurück. Vor seinem Zimmer stirbt eine Cucaracha. Ein Auge ist sichtbar. Die Fühler beben. Mit breitgetretenem Hinterleib liegt sie auf dem Rücken wie eine gestrandete Galeone. Große rote Ameisen drehen sie, im Bemühen, sie abzutransportieren, im Kreis. Langsam wie ein auslaufendes Karussell.

Es mag zwei Uhr morgens sein. Sommer. Sternenklarer Himmel. Karl kommt über die Mittlere Brücke und schlen-dert unter Linden flußabwärts. In Höhe der Kaserne steht ein auffallend gut gekleideter Mann, dunkles Haar, Mitte vierzig, knapp außerhalb des Lichtkreises einer Laterne, auf dem kiesbestreuten Weg unter dichtbelaubten Bäumen. Er zündet sich eine Zigarette an, versorgt das Feuerzeug und behält die linke Hand in der Hosentasche. Raucht, blickt gedankenverloren über den nächtlichen Fluß. Vor ihm kniet eine Frau in weitem, schwarzbuntem Rock. Langes schwarzes Haar fließt ihr über Schultern und Rücken. Mit beiden Händen hält sie den Mann an den Hüften umfaßt und kaut ihm mit stillen, leicht nickenden Bewegungen einen ab. Karl zündet sich ebenfalls eine Zigarette an, blickt noch zwei, drei Mal hin und geht weiter.

Jedes Foto ist Vergangenheit... Hier sieht man Bengt aus Stockholm. Zentralafrika vor fünfzehn Jahren. Lächelnde Schwarze um ihn herum. Er hält eine circa sechzig Zentimeter lange Viper in den Händen. Daumen und Zeigefinger der rechten Hand am Hals des Tieres. Daumen und Zeigefinger der anderen Hand am Schwanz. Was er sagt, kann man nicht hören. Auch nicht, was er denkt. Aber man spürt seine Konzentration auf die Gegenwart, als befände er sich in Bewegung.

Und dann zurück nach Germany, in ein altes Land, das selbst denen, die noch denken, keinen Schlaf mehr raubt. Ein letzter Blick in den Spiegel und die Nase geschneuzt. Das Kaleidoskop dreht sich schneller und schneller.

Mittlerweile sind die zwei, drei Leute, die bei Chris in der Ludlow Street herumhocken, betrunken oder stoned, erschöpft oder alles zusammen. Seit fünf Stunden zeigt er Diapositive aus Mexico. Unten im Haus übt eine dominikanische Rockband. Der Fernseher läuft ohne Ton. The Three Stooges. Chris dreht jedes Bild gegen das Licht gehalten ein paarmal um, steckt es dann einzeln in den Projektor und beschreibt es knapp, im schleppenden Tonfall des deutschen Emigranten. Atem, schwer. Papageien aus Neon. Ein mächtiger toter Hai auf der Ladefläche eines Lkw. Der Schwanz schlappert auf den Asphalt.

Jedes Foto ist Vergangenheit... Alles, was man sich ausdenken kann, passiert auf diesem Planeten. Alles, was man sich nicht ausdenken kann, passiert auf diesem Planeten... Rund um die Uhr... Aus den Boxen Keith Richards Version von *The Harder They Come*. Alles Abzüge überflüssiger Vergangenheiten. Alle Bremszüge wurden ausgesägt... Und keiner kann entkommen.

DIE HERZSCHLAG AUTOMATIK

1

12 Uhr mittags, und der Tag ist in der gleichen hitzigen Konsistenz vorhanden wie gestern. Ich lenke meinen Körper einen Häuserblock entlang, – das silbrig blinkende Schild an der Fassade – hole Details aus dem Panorama und blende sie wieder fort, die weißen Lederstiefel einer Frau, die in ein Auto steigt, ein Verkehrszeichen, in dessen Zentrum jemand einen hodenbestückten Schwanz gezeichnet hat; der Typ an der anderen Straßenseite, unauffällig gegen den Steinsockel einer Einfahrt gelehnt, hat einen Walkman übergezogen, als ich näherkomme nestelt er an seinem Hemdsärmel. Ein Gefühl, er beobachtet mich. Beim Einbiegen in eine andere Straße biegt ein Taxi ebenfalls um die Kurve und hält einige Meter vor mir, eine ältere Frau und ein jüngerer Mann, der etwas wie einen Schreibmaschinenkoffer schleppt, steigen aus; ich gehe weiter, – Sätze, die sich wie Abziehfolien von den Bildern lösen.

2

Dann erscheint dieser Riß, eine Klebestelle in der Wirklichkeit. Null in der Zeitrechnung, der Boden unter den Füßen wird heiß und immer heißer, die Sekunden beginnen zu brennen. Kein Start mehr, kein Zielpunkt, eine Zoomfahrt durch die Ewigkeit. Als Teilchen befinde ich mich in der Explosion, explosionsartig verschwindet die Umgebung in einer großen weißen Flamme. Photonen bombardieren pausenlos die Netzhaut, der Geruch von kochendem Nylon breitet sich aus...

Von neuem wache ich auf, und wieder zögert sich das Aufwachen ins Unendliche. Die Klarheit kommt in Wellen zurück, Luftspiegelungen ähnlich, langsam. Aus rötlichen Farbfeldern lösen sich die verschwommenen Umrisse von Menschen, im Näherkommen werden ihre Konturen schärfer, die Figuren entpuppen sich schließlich als leblose, von Maschinen gesteuerte Plastikkörper. Ihre Augen sind von Polaroidbrillen verdeckt; niemand spricht; die Electronica Exotik. Das Drehbuch der Zukunft wird durch einen Schnitt mit der Schere zuwege gebracht, immer wieder zerlegt und von neuem zusammengesetzt.

Ich nehm die Sonnenbrille ab, setz sie aber gleich wieder auf. Musik, die aus einer unsichtbaren Metallmaschine kommt, läßt die Kunststoffleichen tanzen, alle im gleichen Rhythmus, eine eintönige Bewegung. Mich läßt das kalt – so wie sie aufgetaucht sind, verschwimmen die Figuren wieder.

3

Gedanken an der Grenze zur Lichtgeschwindigkeit – neben Beamten und Hausfrauen, alle mit Beta-Rhythmik im Kopf.

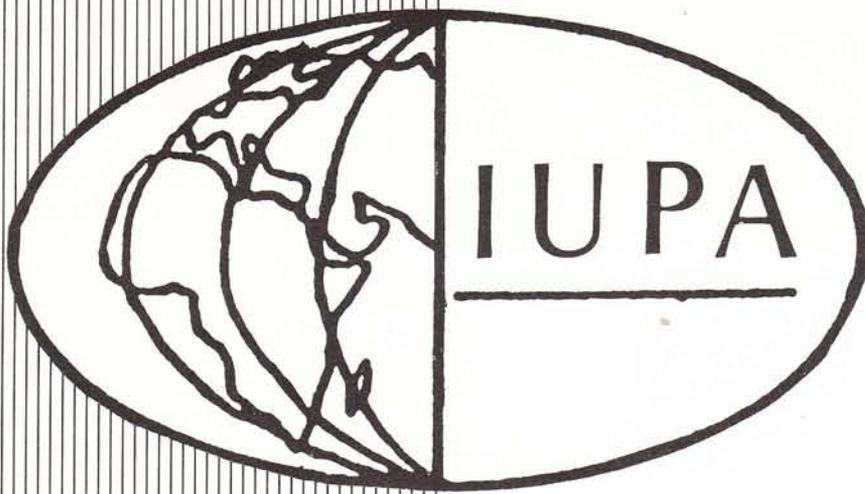
Abfahren, mit dem Rücken zur Gegenwart. Eine kosmische Formel: Die dunkle Zeit der Weltraumspionage. Kosmische Agenten haben sich unter die Erdbevölkerung gemischt und treiben ihr Spiel. Getarnt als Menschen, Geschäftsleute, Wissenschaftler, Mütter, Sekretärinnen, Pfarrer, Zuhälter und Briefträger. Vor allem Ärzte. Agenten im Hintergrund spinnen das Netz; sie zählen das Ende der Zeit ein, aber sie spielen gegen die Zeit. Ein Todeskampf um das Gebiet der Lust. Psychopharmaka im Trinkwasser, Aggressionspillen, Sex-Tabletten, die in Plastik verpackten Grundnahrungsmittel sind präpariert, und – BITTE ZU LÄCHELN – jeder Zahnpastatube sind verhaltensverändernde Substanzen beigefügt. Bestrahlung mit der Öffentlichkeit unbekanntem, neuartigen Wellen. Das zur Verwirrung schneidende Flackern der Strobelights in den Discos. Einschläfernde elektronische Musik, Werkzeuge der transgalaktischen Strategie. Unerwartet tauchen Terroragenten auf, an Orten, wo es niemand vermutet. Wer hat John Lennon wirklich erschossen, wer hat Bob Marley das Carcinogen verabreicht... über die Medien wird die Bevölkerung gesteuert, gewisse diskrete Botschaften unter der Wahrnehmungsschwelle, die immer wieder auftauchen. Die Türen schließen automatisch, keine Chance, da rauszukommen – KLIMAANLAGE – jemand hat Chemikalien in den Luftreiniger gesprüht. Wir wünschen eine gute Reise... Reise – Reise – Reise... freundlichste Echos aus den Lautsprechern – überall Lautsprecher. Nicht hörbare Frequenzen beschallen die Bevölkerung mit Parolen. Immer, Tag und Nacht – das Summen, das im Sicherungskasten hörbar ist, das Geräusch des Rasierapparats, das fast unhörbare Dröhnen und Schwingen der Neonröhre, eine alles umfassende Hypnose, – diese Reise ist ein Auto-Reversal-Endlosband.

4

Die Luft flimmert anders, ein seidiger Glanz überzieht die Umgebung; die Bilder stülpen sich um, jede Bewegung scheint doppelt zu passieren und doppelte Zeit in Anspruch zu nehmen. An einer Haltestelle warte ich auf die Straßenbahn, spaziere auf und ab und steig dann ein. Stell mich ins hintere Abteil, mit dem Gesicht zur Fahrtrichtung. Bei der nächsten Station steigt eine Frau ein, die wie die Deneuve aussieht, sie bleibt, von einem überraschenden Cut gestoppt, neben mir stehen. Ich beobachte sie, auf 12 Bilder die Sekunde, ich sehe sie atmen, ich schau ihre Hände an, ihre Hüften, ihren Körper; ich sehe das Funkeln in ihren Augen, „Ich lese deine Gedanken, noch bevor du sie denkst“, ich seh die Schweißflecken unter ihren Achseln, ich spür ihren Puls, ich spür ihre Körperwärme, ihre energetische Lust, ich riech die Duftdrüsen zwischen ihren Beinen – eine weiche Substanz, in der meine Träume schwimmen. Eine Hand wie meine Hand, die sich den nackten Schenkel entlangtastet, ein Finger, der sich unter den Slip schiebt, es ist sehr heiß, die ganze Szene ist leicht überbelichtet.

5

Vor einer Station drücke ich das Türsignal. La Deneuve steigt vor mir aus. Ich geh in eine Richtung weiter, sie auch. Ich geh schneller und rück mir im Gehen die Sonnenbrille zu-recht. Bei einem Haus bleib ich stehen und such den passenden Klingelknopf. Sie ist dann verschwunden – und ich ver-schwinde auch – in irgendeine Wohnung.



*INSTITUTE FOR
UNKNOWN POLITICAL AFFAIRS*

Dudsek Box 170121
D-4000 Düsseldorf

Müller Box 8
A-8010 Graz





Ich sitze und versuche über mich nachzudenken. Aber wie kann ich feststellen, ob ich mir tatsächlich über mich Gedanken mache, oder über etwas anderes? Niemand kann mir bestätigen, ob meine Vorstellungen sich jetzt eben mit mir beschäftigen. Andererseits könnte man ja auch annehmen, daß alle nur möglichen Gedanken und Vorstellungen in meinem Gehirn nur über *mich* gemacht werden.

Denn wenn ich APFEL denke, so ist das nichts außerhalb meines Gehirns. Und: Wenn ein anderer Typ APFEL denkt, so ist das ebenfalls weder die besagte Frucht, noch aber das, was ich gedacht habe. Sein APFEL ist *sein* Gedanke, Produkt seines Hirns.

Alle Gedanken, die ich mit meinem Hirn erzeugen kann, sind ebenso sehr nur meine Gedanken, wie mein Schienbein nur mein Knochen ist, obwohl andere auch ihr Schienbein haben.

Egal.

Ich will über mich nachdenken. Worüber soll ich mir also Gedanken machen? Mein Beruf, ist das mein Ich? Meine Beziehungen zu anderen – ist das mein Ich? Das Schlagen meines Herzens, ist das mein Ich? Die Art meiner Ernährung, meiner Handlungen; mein Fingernagel – was davon ist mein Ich?

Wenn meine Fingernägel nicht mehr wachsen, mein Herz nicht mehr schlägt, wenn mein Körper keine Nahrung mehr aufnimmt und nichts sich tut, außer daß mein Body im Laufe der Verwesungsprozesse in diverse Atome und Moleküle übergeht, bleibt dann etwas, worüber ich jetzt als mein Ich nachdenken kann?

Religionen behaupten, daß da etwas bleibt. Das kann man glauben oder auch nicht. Es ist auch gar nicht so entscheidend, was nach dem Zerfall kommt, für die Frage

nämlich, worüber ich sinnieren soll, wenn ich über mich nachdenken will. Worum ich mich bemühe, d.h. ein diese Zeilen verfolgendes Etwas sich bemüht herauszufinden, was sein wirkliches Ich ist. So ein letzter Rest, der übrig bleiben könnte, wenn man alles abzieht, was einmal in dem allgemeinen Matsch aufgeht.

Zum Beispiel ein APFELkern. Daraus kann ein APFELbaum werden. Im Frühling sprießen Blätter, im Herbst fallen sie zu Boden. Seit Jahrmilliarden. Ziemlich eintönig auf die Dauer. Den Baum kann man verheizen, die ÄPFEL aufessen. Wenn man einen Kern übrig läßt, kann daraus wieder ein Baum wachsen.

Und verdammt, was ist dieses Wachsen, dieses Werden? Es ist natürlich eingebettet in Kern, Holz, Blättern, Früchten und kann ohne sie, ohne ihre Manifestation, nicht funktionieren. Andererseits, wenn ich ein Blatt, einen Ast abreiße, wird daraus nichts APFELiges mehr. Die Teile zerfallen und gehen in verschiedene Stoffe über.

Wenn ich also von einem APFELbaum alles abziehe, was schön, bunt, duftend, schmackhaft, verheizbar usw. ist, bleibt da noch etwas, das sich im Herbst in den Kernen konzentriert, aber auch überall im Baum vorhanden ist, solange ihn nicht die Säge oder die Altersschwäche hinwegrafft. Es bleibt da eine Fähigkeit zu wachsen, zu werden.

Und obwohl eine Menge Dinge wie Luft, Sonne, Boden, Bienen, Wind und Wasser wichtig sind, damit so ein Baum wird, wächst, ist; sind Licht, CO₂, Mineralstoffe noch nicht dieses Wachsen und Werden. Sie werden nur vom Wachsen, vom Werden in Anspruch genommen.

Die vielerlei Gestaltungen, Formen, Farben, Bewegungen, Handlungen, Instinkte, Gefühle, Gedanken sind Äußerungen dieses Wachsens und Werdens. Aber was ist das Wachsen und Werden eines APFELbaums? Und in mir?

Es ist schon faszinierend, wie diese Fähigkeit alle nötigen Sachen sich aus ihrer Umgebung beschafft, an sich reißt, um nach einer gewissen Zeit, die Hunderte von Jahren oder nur wenige Stunden dauern kann, wieder locker zu lassen, damit alles von neuem zerfällt. Allerdings bemüht sich diese Fähigkeit in der Zwischenzeit sehr sorgfältig darum, sich geschickt in einem weiterfahrenden Zug abzusetzen. Zug um Zug. Und sobald sie sich abgesetzt hat, mag die alte Hülle verrotten. Nach ihr die Sintflut. Sobald der Zug auf den weiterfahrenden Zug geschafft ist, kann der alte verrotten.

Einzig interessant ist die Fahrt, das Weiterkommen. Der Zug ist nur Beförderungsmittel, ebenso wie der APFELbaum, wie ich.

Aber noch bin ich Zug und am Zug, bin APFELbaum, bin Träger dieser Fähigkeit, bin Heizer, Lokführer, Chauffeur, Pilot, Astronaut.

Ich kann an ihr teilhaben, sie auskosten, den Fahrtwind spüren – ich kann dieser Fähigkeit sogar den Garaus machen. Allerdings ist sie zu vorsichtig, um ihr Fortbestehen nur einem APFELbaum, einem Zug, einer Weltraumrakete, nur einem Blödmann wie mir zu überlassen. Sie zieht es vor, in unzähligen Bäumen, Zügen, Typen dahinzufahren.

Und auch ich habe sie.

Warum soll ich sie nicht herumkutschieren? Sie tut mir nichts, außer daß sie weiter will. Wohin, hat sie mir noch nicht verraten. Aber immerhin gewährt sie mir recht interessante Ausblicke auf die nähere und weitere Umgebung.

Ja, manchmal bilde ich mir ein, daß sie auf mich nicht nur als Fahruntersatz angewiesen ist. Manchmal glaube ich, daß sie mich – wie soll ich's sagen? – gern hat. Daß sie mich um etwas bittet.

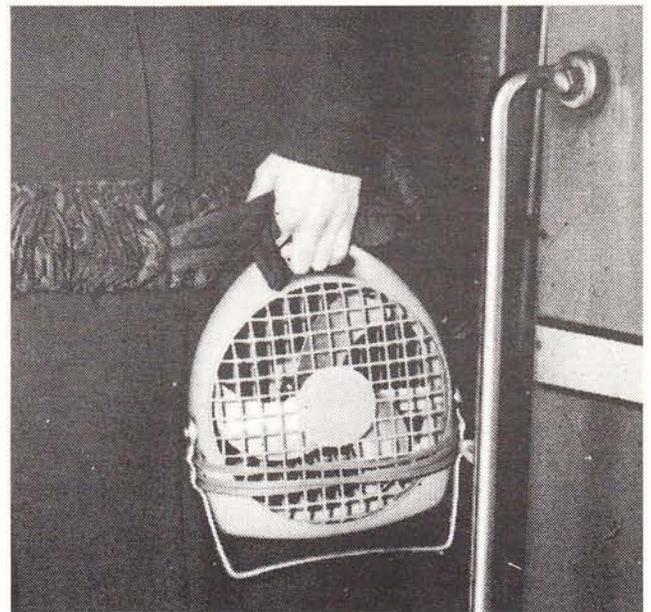
Meine Entgleisung bedeutet ihr natürlich nichts, sie fährt ja auf genügend Zügen gleichzeitig. Und wenn auch mal zwei oder zehn oder zehntausend dieser Züge, dieser Fahrzeuge kollidieren – scheiß drauf, was soll's!?

Doch bewegt sich der technische Fortschritt dummerweise in eine Richtung, die immer größere Kollisionen ermöglicht. So daß immer mehr Züge auf einmal explodieren können. Auch pilzförmig. Und auf der Strecke bleiben. Es kann sogar die Situation eintreten, daß es zu einer riesigen Kollaps-Kollision kommt, wo mit einem Male sämtliche Fahrzeuge aufeinanderprallen, detonieren und qualmend verrecken, ausgebrannt liegenbleiben.

Dann ist es aus mit der Fahrerei. Nichts geht mehr. Das Spiel ist aus. Und das – meint sie – wär doch sehr schade, da das Herumfahren so toll sei.

Ich kann mich des Gefühls nicht erwehren, daß sie mich gelegentlich darum bittet, doch beim Lenken etwas aufzupassen. Und auch anderen Fahrzeugen ein gewisses Maß an Verkehrssicherheit ans Herz zu legen.

Und ich muß gestehen, daß mir das imponiert. Daß ich nicht bloßes Vehikel bin, bei dem es scheißegal ist, wo es umkippt und verrostet. Daß ich ein wenig mitspielen darf. Natürlich wird sie mich treulos verlassen, die Schlampe. Und es ist himverbrannt, mir Hoffnungen zu machen, ein weiteres Stück des Weges benutzt zu werden, nur weil ich



versuche, mit meiner Fahrweise Einfluß zu nehmen, um eine Kollaps-Kollision zu vermeiden. Was im übrigen sehr vielen Fahrzeughaltern an verkehrstechnisch wichtigen Schaltstellen wie Militär, Atomindustrie, höhere Politik, Geldumlauf furzegal zu sein scheint.

Aber ich habe nun mal sie, diese hübsche kleine Person, die mit mir herumkutschiert, der das Karussellfahren so Spaß macht, daß ihre Augen dabei leuchten, ihr Gesicht Vergnügen ausstrahlt und sie entzückt aufjuchzt, wenn der Fahrtwind ihre blonden Haare kräuselt. Na, und das freut mich, und ich frage mich, warum ich ihr diesen Gefallen nicht tun soll. Warum nicht? Sie will ja bloß ein bißchen herumfahren, und wir haben uns auch schon ganz gut aneinander gewöhnt. Ich weiß gar nicht, habe ich jetzt eigentlich über mich nachgedacht?

GERHARD PETAK DER TAG AN DEM DIE SONNE UM EIN HAAR KREPIERTE



Ich ging an den Fluß und sah einigen Männern zu, die sich einen Spaß daraus machten, stille Angler am Ufer mit einem Feuerwehr-Schlauch ins Wasser zu treiben. Ich blieb eine Weile dort, ging dann einige hundert Meter am Fluß entlang und machte mich wieder auf den Weg zurück in die Stadt.

Schritte hinter mir. Ich wußte, was jetzt kam. Ich drehte mich um. Zwei Bullen. Sie kamen auf mich zu. Dasselbe alte Lied. Sie fragten nach dem Personalausweis, ich zeigte ihnen den Personalausweis, der kleinere drückte den Stempel hinein und gab ihn mir zurück; sie entfernten sich wieder. Ich ging weiter.

Der Bulle ging auf die andere Straßenseite hinüber und begutachtete den Inhalt von Mülltonnen, die am Bürgersteig standen und in der Sonne gleißten. Zwei Männer hatten sie gerade aus dem Innenhof herausgerollt. Der Bulle hatte die Hände in die Hüften gestemmt und beobachtete sie. Ich sah ihm zu, wie er zum Lastwagen ging und schnüffelte und dann aus der Bildfläche verschwand und nichts zurückließ außer einem unangenehmen Gefühl in der Magengrube und Haß und Sprüchen der beiden Männer, die sich auf die Mülltonnen gesetzt hatten und sich Zigaretten ansteckten. Am Fen-

ster über der Einfahrt stand eine ältere Frau und leerte ihren Tee in die Blumenkiste. Sie zog die Vorhänge wieder zu.

Ich trat aus der Tür in die schläfrige Nachmittagshitze hinaus. Die Sonne knisterte. Ich bog um die Ecke.

Mitten auf der Straße lag eine alte Frau. Ich stolperte über ein Blatt Papier, aber die Frau lag immer noch dort, zusammengekrümmt und den Kopf sehr verdreht. Der Asphalt um sie herum sah naß aus.

Erst jetzt bemerkte ich die beiden Bullen am Straßenrand. Sie durchsuchten eine Tasche, die Tasche der Frau, vielleicht. Sie waren dürr, spindeldürr. Die Uniformen hingen wie Säcke von ihren Knochen. Ihre Gesichtsfarbe hatte etwas von einem morbiden Rosa. Sie machten einen toten Eindruck. Sie trugen Sonnenbrillen und sahen aus, als hätten sie seit einigen Wochen nichts mehr gegessen. Sie stritten. Sie erinnerten mich an abgezehrte Rottweiler, die auf dem letzten Loch um alte Hühnerknochen kämpften. Sie stritten um etwas, was aus der Entfernung wie ein Laib Brot aussah, den man in Zeitungspapier eingewickelt hatte. Bald schienen sie sich wieder versöhnt zu haben, sie klopfen einander auf die Schultern und entfernten das Papier.

Es waren Fische. Der größere schuppte einen ab, schnitt ihm den Kopf ab und schmiß ihn weg, dann nagte er das Fleisch von den Gräten. Der kleinere machte es genauso.

Als sie fertig waren, gingen sie zu der Frau und wischten sich den Mund an ihren Ärmeln ab. Die Sachen aus der Einkaufstasche, die sie nicht gebrauchen konnten, warfen sie unter ein parkendes Auto. Sie warfen Äpfel nach ihr, einer traf sie am Kinn, aber sie reagierte nicht. Die beiden lachten.

Die Sonne verschwand hinter einer Wolkenwand und kam gleich darauf wieder hervor. Sie sah aus, als hätte sie sich von irgendwas reingewaschen.

Ein Streifenwagen erschien an der Kreuzung. Er blieb stehen, arrogant, häßlich: vollkommen; er schien zu überlegen, ob er geradeaus weiterfahren oder in die Straße einbiegen sollte. Schließlich fuhr er an den Straßenrand und stellte sich ab. Drei Bullen und ein alter Mann mit einem grauen Gesicht stiegen aus, der Mann war in Handschellen. Sie gingen zu ihren beiden Kollegen und unterhielten sich. Nach einer Weile ging einer zum Wagen und kam mit einigen Scheiben Weißbrot zurück. Sie aßen. Und begannen zu streiten. Nachdem sie einander die Kappen von den Schädeln gerissen hatten, hörten sie ganz plötzlich wieder auf. Einer holte eine Mülltonne aus der Hauseinfahrt. Sie gleißte häßlich in der Sonne, wie das Bullenauto. Auf das Blech hatte jemand mit schwarzer Farbe eine vierstellige Nummer gemalt. Eine Hausnummer vielleicht, eine Telefonnummer, oder die Nummer, die sie den Toten an den großen Zeh banden. Ich glaubte plötzlich zu wissen, was sie vorhatten. Ich hatte recht. Die wollten das wirklich tun.

Ich hatte recht. Die anderen waren inzwischen zu der Frau gegangen und hatten sie an den Haaren zum Straßenrand gezogen. Sie steckten sie in die Mülltonne. Einer malte mit einem Plakatstift einen winzigen Totenschädel oder was anderes darauf. Dann gingen sie zu dem alten Mann, fesselten ihn an den Fahnenmast, zogen ihn einige Meter hinauf und verankerten die Flaggenschnur. Sie stiegen in den Wagen und fuhren weg.

Ein Mann kam aus dem Haus. Er war groß, mit gekräuselten braunen Haaren, wirkte ein klein wenig verdrossen, ein Mensch. Ich war gespannt, wie er auf den Mann am Fahnenmast reagieren würde. Er schüttete heiße Asche aus einer Blechschaufel in die Mülltonne. Ich spürte, wie sich mein Magen zusammensog. Er sah den Mann, hob die Faust, brüllte ihn an und ging wieder ins Haus zurück. Ich mußte mich niederhocken. Leichen in Litfaßsäulen. Ich mußte an Preßluftschlämmer denken, an Baugruben, die sich vor einem aufboten, Generatoren auf billigen Gummirädern, die vor sich hinstanken und auf rostige Kanaldeckel starteten. Meine Eingeweide verschoben sich, der Mageninhalt kam hoch, und ich würgte ihn im letzten Moment zurück.

Drei Streifenwagen bogen um die Ecke und kreisten mich ein. Junge Bullen mit runden weißen Gesichtern und ein älterer Bulle mit stumpfgrauen Haaren sprangen heraus und legten die Gewehre auf mich an. Der Alte schluckte zwei kleine weiße Pillen und redete leise auf die Jungen ein. Ich sah jetzt, die waren wirklich bis auf die Knochen abgemagert. Wenn man ihnen die Waffe aushändigte, hatten sie ein ganz starkes Gefühl in den Schwänzen, wenn sie abdrücken durften, noch viel mehr. Und jetzt sah ichs. Die Bullen hatten keine Augen. Sie hatten keine Augäpfel, keine Pupillen, nichts, einfach Haut zwischen den beiden Lidern, ein Stück

Haut, das man ebensogut aus dem Bauch nehmen konnte. Ihre Wangen waren nach innen gesaugt, stießen im Maul vielleicht zusammen, versperreten jedenfalls den Wörtern den Weg nach draußen. Ihre Münder waren nichts als ein drittes Nasenloch, etwas, das sich zurückgebildet hatte, weil man es nicht benötigte. Sie näherten sich mit festem Schritt. Ich starrte in die Mündungen und versuchte, mich aufzurichten. Speichel gefror auf der Zunge.

Dann traten sie zwei Schritte zurück. Ihre zusammengepreßten Nasenlöcher wirkten unglaublich. Ein Schuß war zu hören. Etwas drang in meinen Brustkorb, riß die Herzhaute auf. Wie spät mochte es sein? Ich hörte mich atmen. Ich dachte an einen Traum, den ich vor ein paar Nächten hatte. Man hatte meine Augen mit langen, feinen Nadeln durchstochen und sie bis zu den Köpfen hineingetrieben, von nun an ersetzten die schwarzglänzenden Nadelköpfe die Pupillen, und die Nadelspitzen brachten die Gedanken schnell unter ihre Kontrolle. Später wurden die heraustretenden Augen mit Bindfaden umschnürt. – Erst langsam konnte ich wieder etwas erkennen, Uniformen, Gewehrläufe – ein Weltbild. Die Zeit wartete nicht auf mich. Die Sonne knisterte noch immer. Der Himmel platzte aus den Nähten, der Putz blätterte von den Wänden der Welt und drang in die Lungen, die Lungenflügel verstrickten sich in den Eingeweiden und brachten sich selbst zu Fall. Die Zeit kroch über die Bauchhöhle, mir ins Gesicht. Die Stunden zogen vor meinen Augen vorbei. Die Zeit wartete nicht auf mich.

Ich konnte durch die Augen wieder jemanden sehen. Die Bullen hatten keine Waffen in den Händen. Sie lehnten am Wagen. Einer holte Bierdosen vom Rücksitz und verteilte sie an die Umstehenden. Der Bulle mit den grauen Haaren hielt den anderen eine Zigarettenpackung hin, sie griffen zu, und er gab ihnen Feuer. Einer fragte leise, ob er die Zigarette auf meiner Haut ausdrücken dürfe. Der Bulle schüttelte den Kopf. Sie machten die Bierdosen auf, Bier spritzte in meine Richtung, einige Tropfen benetzten die Haut. Die Sonne knisterte unter der Last. Als der erste fertig war, drehte er mich mit dem Stiefel zur Seite. Ich hörte sie lachen. Sie ließen ihre halbgerauchten Zigaretten fallen.

Warum? fragte einer.

Frag nicht. Mach sie aus.

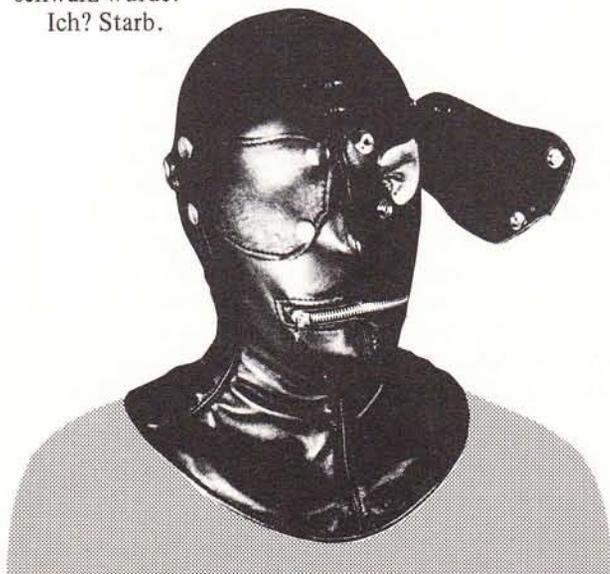
Einer gähnte und schoß aus Langeweile auf den Mann am Fahnenmast. Ich konnte nicht sehen, ob er getroffen hatte.

Sie schossen auf die Sonne.

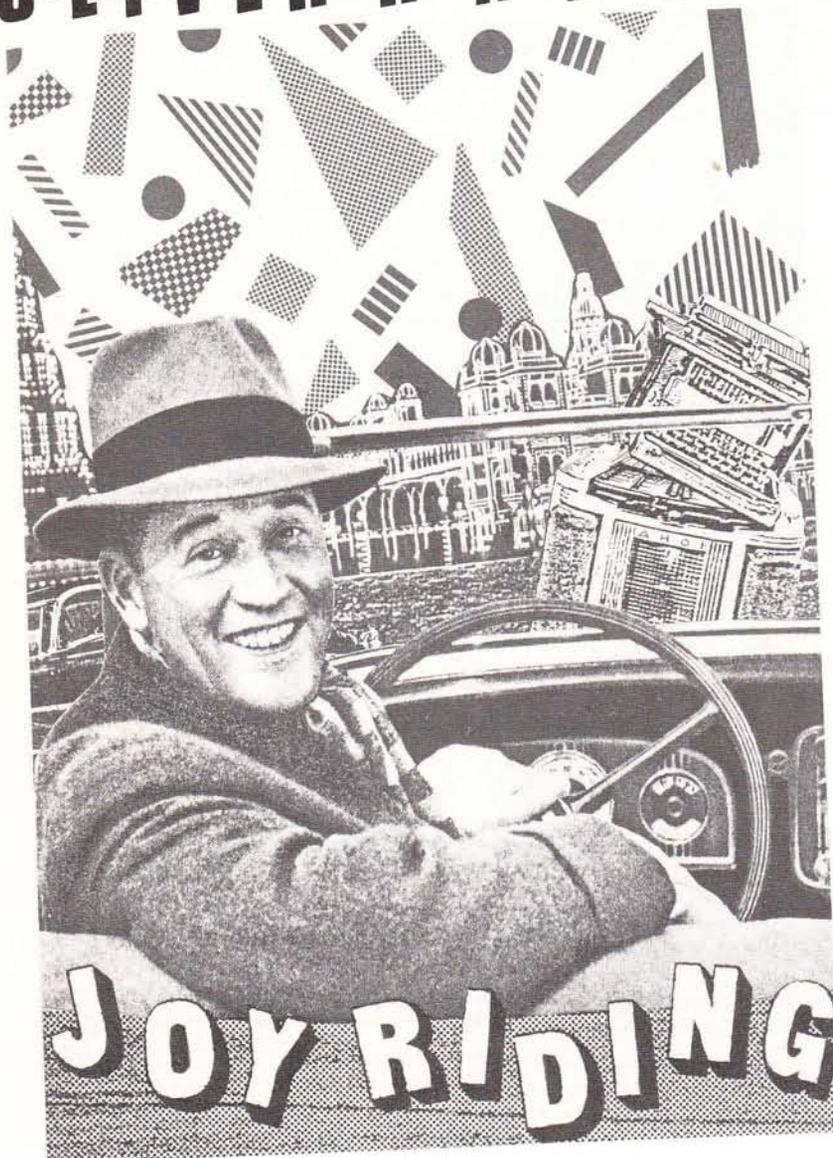
Zuerst schien es, als hätten sie sie verfehlt.

Sie warteten noch kurz und stiegen dann ins Auto. Als sie anfuhr, fiel Asche vom Himmel, die glühte, aber rasch schwarz wurde.

Ich? Starb.



OLIVER HADDO



Es war früher Abend und die kleine schäbige Bar, die Stavisky öfters besuchte, hatte gerade geöffnet. Es war wie immer das gleiche Bild. Die violetten Schriftzüge auf dem weißgespritzten blinden Fenster deuteten mit ihrem „Belle de Jour“ an, daß der Besitzer mal einen Film von Bunuel gesehen hatte und auf gewisse Assoziationen beim Publikum hoffte, was sich irgendwie positiv auf den Alkoholumsatz auswirken sollte, aber die abgearbeiteten Typen, die hier in dieser Fabrikgegend nach Feierabend vorbeikamen, tranken meist nur ein, zwei Biere und verschwanden dann im kalten Oktobernebel.

Die Bar lag auch etwas ungünstig zwischen einem ehemaligen Supermarkt, der jetzt leerstand, und einem Autofriedhof, auf dem Autos aus den sechziger Jahren langsam dahinstorsten, eine oxydierende Wüste in Braunrot. Die Gehsteige waren aufgerissen, und aus den Mülleimern quollen in bunte Comics eingewickelte Kartoffelschalen, Pappbecher und Coladosen. Viele der Anwohner waren Sozialhilfeempfänger, Ausrangierte, Entgleiste, zumeist Leute, die bessere Zeiten gesehen hatten. Wie Stavisky, dem vor wenigen Monaten noch eine Gehaltserhöhung gewinkt hatte. Jetzt war er

auf Gelegenheitsjobs angewiesen, die ihn von betrunken durchwachten Nächten in blauen Containern irgendwo im Hafen bis hin zu den öden Bürojobs brachten, wo er seine Tage vor den Terminals absaß und Einblicke in die überzogenen Konten von Versandhauskunden bekam, bis das blaugraue Flimmern der Mattscheiben seinen Augen wehtat.

Seit einigen Wochen war er abends kurz nach sieben immer einer der ersten Besucher der Bar. Er schlenderte auch heute wieder wie gewohnt zuerst zur Musicbox, um eine alte Otis-Redding-Nummer zu drücken, ließ sich dann am Tresen nieder und bestellte einen Manhattan on the rocks. Er nahm einen Schluck und saugte für einen Moment an einem der Eisstücke, die zusammen mit der Kirsche in der gelblichen Flüssigkeit schwammen. Die Kühle tat seinen Lippen gut, korrespondierte auf irgendeine schwer zu definierende Weise mit der Kälte draußen vor der Tür und mit dem eingefrorenen Lächeln der Bardame.

Stavisky fühlte sich mehr und mehr als Teil einer misen-scene, wie er sie früher als Fotograf für Modemagazine arrangiert hatte: Die U-Boot-Notbeleuchtung einer Bar, verschattete Gesichter aus einem Film der schwarzen Serie,

und zwischen den Sesseln im Hintergrund ein paar glyzerin-glänzende Gummibäume. Die geeignete Kulisse für den Start zu einem *dirty weekend*, aber irgendwie schien der Film zensiert worden zu sein. Die Sache wollte nicht so recht anlaufen.

Ein betrunkenes Pärchen stolperte über die Schwelle. Die beiden sahen aus, als kämen sie geradewegs aus einem Transmitter. Sie in silbrig glänzender enger Hose und T-Shirt mit ihrem eigenen Computerportrait vornedrauf, er mit weißem Anzug und lila Haaren. Sie guckten sich kurz im Raum um, sahen, daß sie die falschen Koordinaten gedrückt hatten und verschwanden wieder. Ein Hauch von Bonbonparfum wehte zu Stavisky herüber. Sarah, die Rothaarige hinter dem Tresen, schob dem alten Derek von der Post einen Daiquiri rüber und kassierte gleich.

Ein vertrockneter, verbrauchter Journalist mit dem Schildkrötengesicht von Lebenserfahrung, einer von den Typen, die jedem Jüngeren die Hand auf die Schulter legen und wie der alte Mann zum Meer reden. Die Experience-Masche, das Besserwisser-Syndrom. Stavisky nippte an seinem Manhattan und dachte an New York, wo er nie gewesen war, außer in einem Traum, den er nach seiner Blinddarmoperation gehabt hatte, damals im Frühling 1981 in Berlin.

Die einzige Erinnerung, die ihm aus der Zeit geblieben war, hing auf seltsame Weise mit einem Song zusammen, der ihm wochenlang nicht aus dem Kopf gegangen war. Es war „Never make a move too soon“ von B. B. King.

Auch für den Traum von NYC war diese Melodie der Soundtrack gewesen, der sich wie die Endlosschleife eines Tapes über seine Sinneswahrnehmungen gelegt hatte, die Vernissage in Soho, die Party, bei der plötzlich das Licht ausging, die Flashlights der Lust wie Wechselbäder und ein immer wieder grell aufleuchtendes *Exit*, das ihn schließlich zu einer Feuerleiter führte. Dann die hektische Flucht durch die Straßenschluchten von Manhattan...

„...der Kirsche?“

„Was ist?“ Stavisky schaute verwirrt hoch, tauchte aus dem Rest Manhattan auf, der noch in seinem Glas war, und verscheuchte auch die Canyons von Manhattan aus seinen Gedanken.

„Ich sagte: Was ist mit der Kirsche?“

Es war das erste Mal, daß ihn Sarah (wie sich die Bardame nennen ließ) von sich aus angesprochen hatte.

Er lächelte müde, fischte die Kirsche aus dem klebrigen Kelch und schluckte sie mitsamt dem Kern runter.

Stavisky merkte erst jetzt, daß er seinen Regenmantel noch nicht ausgezogen hatte. Er schaute in den Spiegel, der einen großen Teil der hinteren Wand der Bar einnahm, und sah ein erstarrtes Bild aus einem Kriminalfilm der fünfziger Jahre. Die verblichenen Farben von Eastman Kodak, ein fleckiger Spiegel, von dem das Amalgam bereits abplatzte, die kleine Gestalt von Alan Ladd in „Blutige Straßen“ und am Rande seines Blickfeldes der Schatten eines ständigen Verfolgers, das Paranoia-Feeling auf Krankenschein.

Sarah lehnte sich mit Verschwörerminne zu ihm herüber und blitzte mit ihren Polaroid-Augen, Dreiminutenerotik, lang genug für einen weiteren Drink, solange das Geld reicht.

„Sie sind manchmal ganz weit weg.“ Sie deutete mit einem Glas, das sie gerade ausgespült hatte, auf den alten Derek. „Er nennt Sie immer den zerstreuten Professor.“ Stavisky trank den Rest seiner New Yorker Straßenpfütze aus und zwang sich ein Lächeln ab.

„Wann machen Sie denn hier Schluß heute abend?“

Das war der Einstieg, das Ticket für das Blue Movie die-

ser Nacht, eine spielerische Erweiterung der getürkten Szene in der Kulisse dieser Bar.

Stavisky bestellte noch einen Manhattan für sich und sagte Sarah, sie solle sich einschenken, was sie wolle. Sie nahm dasselbe Getränk wie er, hob langsam das Glas an die lackierten Lippen und warf ihm einen verschlafenen Silberblick zu, Flashlight für „open drive – no limit“.



Es war viel später, kurz nach eins, als sie zusammen die leere, tote Bar verließen. Stavisky war sich nicht sicher, wo sie ein Taxi herkriegern sollten. Er wohnte noch nicht lange in der Gegend, aber Sarah zog ihn mit sich fort in eine Seitenstraße.

„Weißt du, was *Joy Riding* ist?“

Im schwachen Lichtschein der Straßenbeleuchtung sah ihr knochiges, hohlwangiges Gesicht wie das einer Vierzigjährigen aus. Ihre Gestalt in engen schwarzen Hosen und schwarzer Lederjacke hatte etwas Phantomhaftes.

„*Joy Riding*? Meinst du das Kama Sutra?“

Sie lachte schallend, daß es von den kahlen Fabrikwänden widerhallte.

„Nein, einfach nur 'ne Spritztour machen, 'n Auto klaun und 'n bißchen rumfahren...“ Sie sah sich inzwischen bei den geparkten Wagen nach einem geeigneten Objekt um. „...bis ans Ende der Nacht“ fügte sie bedächtig hinzu. „Du meinst, bis das Benzin alle ist“, sagte Stavisky. Er war dicht hinter sie getreten und hatte sie um die Hüften gefaßt. Ihr dunkles Haar roch nach Jasmin, was überhaupt nicht in diese Neonlandschaft paßte. Sie machte sich von ihm los und ging um den Ford Taunus herum, vor dem sie gestanden hatten, musterte prüfend die Ware wie auf einem Markt. Stavisky wartete ab, der Raum zwischen ihnen schien elektrisch aufgeladen, jeden Moment konnte ein Relais durchschmoren.

Sarah hatte einen Silberlöffel aus ihrer Handtasche genommen und unter die Gummiverkleidung des einen Seitenfensters gestoßen, um den Sicherungshebel hochzudrücken. Es ging ohne Schwierigkeiten. Schon langte sie mit einer Hand nach innen, löste die Sperre an der Tür und riß den Verschlag auf. Sie setzte sich hinters Steuer und öffnete die andere Seite.

„Na, komm, es geht los!“

Stavisky hatte selber noch nie die Zündung bei einem Wagen kurzgeschlossen und beobachtete genau, wie geschickt Sarah voring. Ihre kalte Routine verblüffte und erschreckte ihn.



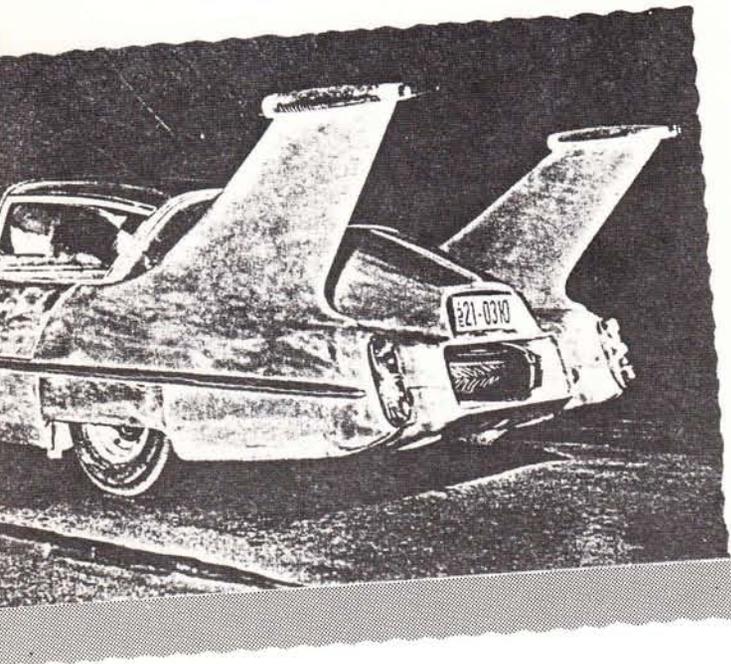
Die Nacht draußen war mit schwarzem Leder bespannt, ein unheimlicher Raum, der alle Möglichkeiten offen ließ. Um sie herum wischten die roten und grünen und blauen Reklameschriften vorbei, versanken einsame Eis-Café-Inseln hinter dunklen Hulks aus Beton, tauchten ab und zu Schlünde von U-Bahnausgängen auf. Die Straßen lagen alle verlas-

sen da – wie nach einer Bombenwarnung oder einem Fliegeralarm.

Sarah rauchte. Sie schwiegen beide. Das monotone Summen des Motors verband sie, hüllte sie ein und gab ihnen das Gefühl, sicher und geschützt zu sein, während sie durch die kalte Oktobernacht fuhren, deren Nebelschleier einen Weichzeichnereffekt über die Kulisse legten, sie in das Kino der Siebziger Jahre zurückversetzten.

Sie erreichten die Autobahnausfahrt und nahmen den Weg nach Norden.

Sarah stellte das Radio an und drehte am Tuner. Das kalte Klappern schlechtgestimmter Instrumente füllte die Luft. Schreie an der Grenze zum Ultraschall. Fickende Skelette in einer Blechfabrik. Stavisky spürte deutlich wie nie zuvor, daß er in einer anderen Zeit gelandet war, ein gestrandeter Raumfahrer aus den sechziger Jahren, der Sprache



und Kultur der Städte nicht mehr richtig verstand. Seine Ausbildung als Dechiffrierspezialist bei der Bundeswehr nützte ihm hier wenig.

Sarah gehörte einer Generation an, die während des russisch-arabischen Krieges gegen Europa aufgewachsen war. Sie hatte die Wasserverknappung und die Seuchen von 85 bis 86 miterlebt und sich jetzt in der entmilitarisierten Zone Norddeutschlands in die wieder aufblühende undurchsichtige Drogensubkultur eingepaßt.

Die Musik kam von einem der vielen Nachtschattensender, die während der russischen Besatzungszeit von untergetauchten Teilen der BRD-Armee und versprengten Partisanen gebildet worden waren.

Stavisky hatte sich damals in die Provence zurückgezogen, wo er einige Jahre in einem verfallenen Bauernhaus bei einer Wohngemeinschaft untergekommen war, eine Zeit, an die er noch heute wehmütig zurückdachte.

Er kam aus seinen Gedanken hoch, sah wieder das graue Band der Straße vor sich, sein Kopf schmerzte etwas vom vielen Trinken. Sarahs Augen leuchteten begeistert, sie schien mit dem Wagen verwachsen, ganz in ihrem Element; je schneller sie fuhr, desto mehr kam sie in Stimmung. Sie kannte den Text der Rockgruppe auswendig, es war wohl

ein nostalgischer Rückblick auf die Berliner Szene der frühen 80er Jahre.

Stavisky hatte sich damals schon fremd und isoliert gefühlt zwischen den Punktypen und new-style-junkies... Der Text kam ihm vor wie eine chiffrierte Nachricht aus den Tagen des Kalten Krieges. Das hätte auch damals in den fünfziger und sechziger Jahren über den Deutschen Freiheitssender 904 kommen können:

*Am Checkpoint Sprache redet Herr So-undso
verläßt den grauen Sektor – das Gedankenklo
Hier spricht X für U, Reizwäsche en Gros*

Stavisky hörte nicht weiter hin. Er klappte den Sitz nach hinten und lehnte sich zurück, ließ die nächtliche Ruinenlandschaft an sich vorbeigeistern, die schwarzen Schatten, denen die Bremsleuchten der anderen Wagen rot entzündete Wunden verpaßten.

„Bist du früher mal Ralleys gefahren?“

Sarah sah ihn von der Seite an, als hätte er sie gefragt, ob ihre Titten aus Kunststoff wären.

„Ich brauch einfach Speed. Das kribbelt so wahnsinnig, wenn ich da drauf bin. Der ultimate Kick, verstehste!?“

Sie kam so in Fahrt, daß Stavisky Angst bekam, sie würde ihn auf einen Trip mitnehmen, von dem sie beide nicht zurückkämen. Aber diese Angst schlug um in Erregung, ein angenehmes Prickeln überkam ihn wie beim Gebrauch eines Bio-Elektronikgerätes. Er spürte, wie sich sein Schwanz regte. Sarah sah zu ihm herüber, ihre rechte Hand fuhr zwischen seine Beine und zog den Reißverschluß auf.

Rote Signallampen einer Baustelle flackerten über ihre Gesichter, er sah für Sekunden Sarahs dunkle glühende Augen, dann war der Neonspuk vorüber und sie jagten wieder durch die schwarze Landschaft ihrer aufgeputschten Fantasien.

Sarah hatte den Wagen in einer Waldschneise geparkt. Farne, die nach jahrelangem radioaktivem Regen Riesenschwamm angenommen hatten, vermittelten Dschungelatmosphäre. Langedogene unheimliche Laute kamen aus dem Dickicht wie von Gefolterten. Es roch intensiv nach verfaulten Pflanzen und feuchter Erde.

Stavisky zog sich die Hose aus und fiel in die Frau, betrunken und erregt wie er war, seine Hände griffen das Fleisch unter ihrer Lederjacke, er spürte ihre wilden Herzschläge, ihre langen Haare streiften seinen Mund. Sie führte seinen Schwanz in sich ein, genauso routiniert wie sie vorher den Löffel unter die Gummiverkleidung des Fensters geschoben hatte. Alles an ihr war vibrierendes Fleisch, katzenhafte geschmeidige Bewegung, trainierte Sportlerin einer nächtlichen Disziplin, für die es keine offizielle Bezeichnung gab.

Sie jagten sich gegenseitig von einem Höhepunkt zum anderen, drangen einander mit den Fingern in die Hintern, bis sie alle Schaltkreise des Nervensystems durchprobiert hatten und nach einem S&M-Kurzschluß, bei dem sie sich ineinander verbissen, erschöpft zwischen den Sitzen hingen.

Stavisky war so fertig, daß er es ablehnte, auf der Rückfahrt nach Hamburg das Steuer zu übernehmen.

Er war in sich zusammengesackt und nahm nicht einmal mehr wahr, wie Sarah ihn filzte und kurz hinter der Ausfahrt Hamburg-Harburg aus dem Auto warf.

Als Stavisky kaputt wie ein alter Sputnik durch Harburgs Ruinenlandschaft torkelte, hörte er aus einer Blechhütte Blues. Als er näherkam, erkannte er die Stimme des Sängers. Es war B. B. King mit „Never make a move too soon“.

AQ
Verlag
Beim Weisenstein 6
D-6602 Dudweiler



Edmund
KUPPEL

DER
EIFFELTURM

1982, 50 S., 37 Abb.
36,5 x 29,7 cm, DM 36,-

DIE
DIRETTISSIMA

1982, 14 x 20 cm, Leporello, 7 Abb., DM 27,-
Das Buch ist Teil der Ausstellung
»FOTOS VOM BERG«, Kunstforum, München

DIE
PASSAGE

1982, 14 x 20 cm, Leporello, 20 Abb., DM 27,-
Das Buch ist Teil der Ausstellung
»IN SITU«, Centre Georges Pompidou, Paris

Die Direttissima

»Kraftvoll... konzentriert. Ein echter Rockpoet.«

(Bernhard Streit)

„Es ist wirklich ein Auftritt, wenn Micha Sperschneider ans Publikum geht. Die Berner Poesietage erlebten einen ungewohnten Sperschneider, der seine Lyrik Staccato in die Menge schleudert ...begleitet von einem Schlagzeuger der Spitzenklasse. Musik, Körper, Sprache verschmolzen zu DER Rockstory...“
So die Zeitschrift *Überblick*.

Von Micha Sperschneiders Band „Oh Joe. Rockstories“ liegt mittlerweile die 2. Auflage im Verlag AZID PRESSE vor... und das meinten die Kritiker:

„So dicht an der Realität wie die hautengen Jeans an den Arschbacken der Mädchen.“

(Ango Laina)

„Joe's Geschichte ist die Geschichte der Rockmusik, und seine Sprache hat einen harten Beat.“

(Westdeutsche Zeitung)

„Das Buch ‚Oh Joe – Rockstories‘ beinhaltet keine Weisheiten, Lehren oder Lösungen. Es gibt nur Anreize, Impulse. Wie ein guter Rock & Roll Song.“

(Neue Rhein-Zeitung)

Micha Sperschneider: OH JOE – ROCKSTORIES, mit 50 Fotos von Achim Straub.
2. Auflage, Verlag Azid Presse, Amsterdam.
84 Seiten, dreifarbiges Cover, DM 13,60.
Bestellung direkt an: Rotation Vertrieb, Mehringdamm 51, 1000 Berlin 61

